Bibliothek

der

Deutschen Aufklärer

des achtzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Martin von Geismar.

III.

Johann Heinrich Schulz.

Leipzig: Otto Wigand.

Eigenthum der Vereins-Verlagsbuchhandlung.

1846.

Johann Heinrich Schulz

Prediger zu Gielsdorf, Wilkendorf und Hirschfelde.

I.

„Philosophische Betrachtung

über

Theologie und Religion

überhaupt

und über

die jüdische insonderheit.“

Frankfurt und Leipzig 1784.

„Die Wahrheit: daß alles, was da ist, seine Ursachen haben müsse, woher es komme, ist eine von den ersten Grundregeln, nach welchen der menschliche Verstand denken und urtheilen muß; sobald er nur zu denken und zu urtheilen anfängt. Dies sehen wir täglich an jedem Kinde, das, sobald es was neues sieht, unerschöpflich in Fragen ist, die zuvörderst die Beschaffenheit der Sache, die seine Aufmerksamkeit reizt, hinterher aber den Ursprung und die Entstehungsart derselben, zu betreffen pflegen. Kein Wunder also, daß auch der menschliche Verstand, sobald er in jenen frühesten und unmündigsten Zeitaltern des menschlichen Geschlechts überhaupt zu keimen anfing, sich auch sofort nach den Ursachen der Dinge umsahe, die er in der Welt kennen lernte. Allein,

je schwächer und unmündiger er selbst noch war; desto schwerer mußte es ihm sein, diese Ursachen aufzufinden. Die Menge der Gegenstände, welche seine Sinne rührten, und die Verschiedenheit ihrer Beschaffenheiten, mußten ihn vollends nur allzuoft ermüden. — Mit der Zeit lernte der Mensch sich selbst, als das vornehmste derer Wesen, die er auf dem Erdboden fand, kennen! Er bemerkte, daß er durch seine Handlungen, die Ursache von unzähligen Dingen, Einrichtungen und Veränderungen ward; daß er Ueberlegungen anstellen, mancherlei beschließen und ausführen, vielen Dingen eine andre Gestalt geben, hier bauen, dort zerstören konnte! Dies leitete ihn auf den Gedanken, daß es wohl ein gewisses oberes Wesen geben möchte, von dem alles herkäme, und welches die allgemeine Ursache der Dinge und Veränderungen in der Welt, so weit er sie nämlich kannte, sein möchte! Dieser Gedanke, auf welchen die Menschen kamen, mußte ihnen um so viel willkommner sein: weil er ihren Verstand nicht nur über seine Fragen nach den Ursachen der Dinge ein für allemal aufs vollkommenste zu befriedigen schien; sondern ihn auch aller der Anstrengungen und aller der Mühen überhob, die ihm die Aufsuchung der einzelnen, nächsten Ursachen der vorseienden Dinge und Erscheinungen in der Welt gekostet haben würde. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Glaube zuerst unter irgend einem einzelnen Volke entstand; von welchem er hernach durch die damals gewöhnlichen Wanderungen sich weiter verbreitet hat: weil die Namen Jupiter und Jehova, mit welchen in der Folge verschiedene Völker jenes höchste Wesen bezeichneten, eine unläugbare Abstammung von einander verrathen. Die Vorstellung eines höchsten Wesens hatten also die Menschen von sich selbst und von ihrer eigenen Wirksamkeit entlehnt; weil sie sich selbst, als die thätigsten und vornehmsten Wesen auf der Erde kannten. Und da sie von keiner bessern Natur, als ihre menschliche war, einen Begriff hatten; so trugen sie diese, mit allen menschlichen Empfindungen, Neigungen, Trieben, Gesinnungen und Kräften auf die Gottheit über: nur mit dem Unterschiede, daß sie diese mit weit höhern und stärkern Kräften, den Graden nach, ausrüsteten, als sie bei Menschen gefunden werden; weil der Wirkungskreis dieses höchsten Wesens weit ausgebreiteter war, als des Menschen seiner. Da ferner, wie schon gesagt, sich durch die Wanderungen die Zahl der Völker sowohl, als die Mannigfaltigkeit der Sprachen vervielfältigte; so wurde mit der Zeit diese Gottheit von verschiedenen Völkern mit unterschiedlichen Namen bezeichnet. Ein jedes Volk gewöhnte sich denn an seinen Namen, den

es seiner Gottheit gegeben hatte; und sahe den Gott, der von andern Völkern unter einem fremden Namen angebetet wurde, für einen, von dem seinigen ganz verschiedenen, und den Gesetzen der Vorliebe für sich selbst zufolge, auch falschen Gott an. Hiezu kam noch, daß die Verschiedenheit des Landes und Himmelstrichs, wo sie lebten, eine große Verschiedenheit in den Characteren und Neigungen, in den Denkungs- und Handlungsarten der Nationen erzeugen mußte. Wenn nun ein jedes Volk seinem Gotte seinen Character, seine Sitten und seine herrschenden Neigungen gab; so mußte natürlicher Weise der Gott des einen Volks ganz anders aussehen, als der Gott des andern! Noch mehr: je unmündiger die Menschen noch waren, desto weniger konnten sie mit einer Vorstellung ihrer Gottheit zufrieden sein, die an weiter nichts, als an ein bloßes Wort, an einen Schall, an einen Namen geknüpft war! Sie mußten sich diesen unsichtbaren, und ihnen doch so wichtigen Gegenstand nothwendig durch eine körperliche Abbildung sichtbar, und ihren Sinnen gegenwärtig machen. Und hier hatte die Verschiedenheit des Nationalcharakters, der Lebensarten, der Sitten und Künste verschiedner Völker wieder ihren erstaunlich verschiedenen Einfluß in die Wahl der Bilder und körperlichen Vorstellungen, die sie sich von der Gottheit machten, und zur öffentlichen Verehrung aufstellten. Ferner: So wie nur erst eine Gottheit da war, so ergab sich, je mehr die Menschen mehrere Dinge in der Welt kennen lernten, deren Veranstaltung und Besorgung über Menschenkräfte ging, und also vor das Departement der Gottheit gehörte, auch das Bedürfniß: dieser Gottheit mehrere Gehülfen und Untergötter zuzuordnen, damit sie selbst nicht allzuviel zu thun haben möchte; zugeschweigen, daß es die Hoheit dieses Wesens auch erforderte, von einem gehörigen Hofstaate bedient zu werden! Nun entstand also eigentlich der Begriff eines höchsten oder obersten Gottes.

Es ist merkwürdig, daß man sich zuerst, und so lange nur noch der einfache Begriff eines einzelnen Gottes unter den Menschen da war, diesen Gott mehr als den Urheber der schrecklichen, als wie der frohen Begebenheiten in der Welt dachte! daß man die Gottheit früher fürchten, als lieben lernte! Jupiter war lange schon der Gott des Donners und Blitzes gewesen, ehe er Liebesintriguen spielte. Und der Jehova der Juden verbreitete auch mehr Furcht und Schrecken um sich her, als daß er Zuversicht und Vertrauen zu sich erweckt hätte. Wir bemerken: daß nicht das Gute und Erfreuliche, was die Menschen in der Welt vorfanden, sondern das Furchterweckende und mit Gefahr Drohende sie

zuerst auf den Begriff einer Gottheit gebracht habe. Und das ist auch ganz natürlich. Denn dasjenige, was die Selbstliebe des Menschen fürchtend macht, reizt seine Aufmerksamkeit weit stärker, als dasjenige, was ihm den sanften Genuß eines Guten anbietet. Daher ist auch die Anstrengung unsrer Kräfte in Gefahren weit größer, als im Genuß des Guten.

In der Wahl jener Untergötter, und der Arten der Verehrungen und Dienste, die ihnen gebracht wurden, zeigte sich nun die Verschiedenheit bei den Völkern noch größer. Und so geschah es endlich, daß ein jedes Land seine besondern Götter hatte, von denen die Einwohner glaubten, daß ihre Götter gar nichts mit den Göttern andrer Länder gemein hätten, ohngeachtet alle Völker ursprünglich von einem Gedanken ausgegangen, und auf den Begriff einer Gottheit gekommen waren!

Sobald die Götter unter den Menschen entstanden und eingeführt waren, so war das Entstehen der Tempel und Altäre, der Festtage, der Gottesdienste, und des Priesterthums, eine natürliche Folge davon. Den Göttern mußte gedienet werden, um ihren Zorn zu verhüten, und sie bei guter Laune zu erhalten; und man kann leicht denken, daß es an solchen Menschen nicht fehlte, die sich zur Aufwartung bei den Göttern, zur Anordnung des ihnen zu leistenden Dienstes, und zur Besorgung der menschlichen Angelegenheiten bei denselben erboten. Nie war irgend ein Gewerbe zu ersinnen, das geschickter gewesen wäre, denen, die es trieben, Bequemlichkeit, Ansehen, Macht und Reichthümer zu verschaffen, als dieses. Die angeblichen Diener der Götter wurden bald mit den Cabinetsgeheimnissen ihrer Gottheiten bekannter, überredeten den unwissenden Haufen, daß sie selber in näherer Verbindung und Vertraulichkeit mit den Regierern der menschlichen Schicksale stünden, gaben das, was sie dem Volke zu sagen beliebten, für den jedesmaligen Willen, für die Rathschlüsse und die Forderungen einer Gottheit an die Menschen aus, und setzten sich auf diese Art in kurzer Zeit, als Mittelspersonen und Unterhändler zwischen der Gottheit und dem Volke, bei dem Letztern in das allergrößte, ehrfurchtsvollste Ansehen. Einige von ihnen mochten gutmeinende Phantasten sein, die, von ihrer eignen schwärmerischen Einbildung verleitet, den andächtigen Unsinn, welchen sie ausbreiteten, selbst für Wahrheit hielten. Andre aber, und die Meisten bedienten sich dieses allerschönsten Mittels, um das blinde Volk am Narrenseile überall dahin zu führen, wohin es ihre ehrgeizigen, herrschsüchtigen,

und eigennützigen Absichten gern haben wollten. Beiderlei Arten haben sich in ihren Nachfolgern bis auf unsre gegenwärtige Zeiten erhalten.

Man will es dem Moses gemeiniglich als ein entschiedenes Verdienst anrechnen, daß er alle Untergottheiten verbannet, und seiner Nation den reinen Begriff eines einigen Gottes und Alleinherrschers der Welt, oder vielmehr des jüdischen Volks, gegeben habe! Allein man sieht nicht, daß es die Absicht Mosis war, darum alle Untergötter aus den Begriffen seines Volks wegzuwischen, um sich selbst zu den einzigen Untergott, zu dem unmittelbaren einzigen Vertrauten der höchsten Gottheit in der Achtung des Volks zu machen! Auch sogar nicht einmal eine körperliche Abbildung oder irgend eine bildliche Vorstellung des Jehova wollte er zugeben, sondern untersagte sie bei schwerer Strafe des Todes: weil ihm bange war, daß, jemehr sich das Volk den Jehova versinnlichte, oder auf irgend eine Art gegenwärtiger machte, sein eigenes Ansehen dadurch in demselbigen Maaße leiden und geschwächt werden möchte. Und in der That ist es sonst unbegreiflich, warum die Vorstellung der Gottheit unter einem körperlichen Bilde je hat als wirkliches Verbrechen angesehen werden können? War, und ist es nicht Sünde, eine Beschreibung von der Gottheit in Worten abzufassen! warum sollte es denn Sünde sein, ein Bild von ihr zu machen? eine Figur zu schnitzen, an der der Künstler die Eigenschaften, welche von der Gottheit prädicirt werden, so weit es seine Kunst erlaubt, auszudrücken sucht? Den Klügern wäre ein solches Bild ja doch nur ein bloßes Erinnerungszeichen an die Gottheit. Und der Schwächere, der sich die Gottheit nicht in abstracto denken kann, verliert ja alsdann vollends den ganzen Begriff und alle Vorstellung von ihr, wenn es ihm auch nicht einmal erlaubt sein soll, sie unter einem Bilde verehren zu dürfen. Was kann es dem moralischen Character eines Menschen auch schaden, ob er ein Bild, oder ein Etwas, davon er nicht weiß, was es ist, noch, wo es ist, anbete? Oder, was kann die Gottheit selbst dadurch für Schaden leiden? Was hätte sie für Ursachen, eifersüchtig darüber zu sein? Wollte sie aber durchaus nicht unter einem Bilde verehrt sein! warum enthüllte sie sich nicht selbst besser den menschlichen Augen? oder, warum schuf sie viele Menschen, die keiner abstracten Ideen fähig sind? und sich doch von ihr durchaus einen abstracten Begriff machen, und ihn bei sich unterhalten sollen?

Mit dem so sehr verschrieenen Joche der Dienstbarkeit, das die Israeliten in Egypten getragen haben sollen, kann es wohl unmöglich so viel auf

sich gehabt haben, als das Geschrei ist, das man davon hat machen wollen, und der herrschenden Nachbetensmode zufolge, die immer noch bei den meisten Menschen die Stelle des Selbsturtheilens vertritt, noch davon machen will. Denn man bedenke: 1) daß die Israeliten von den Egyptern doch immer in dem ruhigen Besitz des Landes Gosen, dieses schönsten und fruchtbarsten Theils des ganzen Königreichs, den ihnen Joseph durch seine schändlichen Betrügereien und mit himmelschreienden Ungerechtigkeiten gegen die wahren, eingebornen Eigenthümer verschafft und erschlichen hatte, bis an ihren Ausgang gelassen wurden! 2) daß nichts billiger war, als daß diese Fremdlinge, die so lange schon das Mark des Landes umsonst, und im trägesten Müssiggange, zum offenbaren Schaden und mit der unverantwortlichsten Ungerechtigkeit gegen die wahren Unterthanen des Reichs, gegessen hatten; daß nichts billiger war, sage ich, als, daß sie endlich auch angehalten wurden, die allgemeinen Lasten des Landes gemeinschaftlich tragen zu helfen! 3) daß der Antheil, der ihnen von diesen Lasten aufgelegt wurde, unmöglich das Maaß der Gerechtigkeit und Billigkeit überschritten haben könne! Denn 4) warum konnte denn Moses die Israeliten nur durch die Verheißung eines Landes, in welchem Milch und Honig flösse, und wo sie also keiner andern Arbeit, als nur der kleinen Bemühung des Schöpfens nöthig haben würden, zum Aufruhr und zur Auswandrung reizen? Und wie war es 5) dem Volke selbst möglich: ganze vierzig Jahre, in der Hoffnung, ein solches Land für sich zu finden, wo ihm alle Arten des Ueberflusses und Wohllebens von selbst zuströmen würden, dergestalt, daß ihm dabei sonst nichts zu thun übrig bliebe, als, nur den Mund aufzuthun und zu genießen; wie konnte, sage ich, das Volk, unter einer so dummen Hoffnung, ganze vierzig Jahre mit Müssiggang in der Wüste verschleppen? War dies nicht ein Beweis über alle Beweise, daß nicht der geringste Trieb zu irgend einem vernünftigen Vornehmen, gar keine Lust zur Arbeit oder nützlichen Beschäftigung, sondern vielmehr ein ganz übermäßiger Hang zur Trägheit, zum Müssiggange, und zu der lüderlichsten Faulheit bei ihnen zu suchen war? 6) Woher kam die unsägliche Menge von Gold, Silber, Edelgesteinen, Seide, und allen Arten von Kostbarkeiten, die sie zum Schmuck der Stiftshütte und Priesterkleidung hergeben konnten? und der Ueberfluß, den sie doch noch am Ende davon behielten? Und endlich 7) warum sehnten sie sich so oft wieder nach Egypten zurück? Warum klagten sie so oft: „Wollte Gott, wir wären in Egypten ge-

blieben, da wir bei den Fleischtöpfen saßen, und hatten die Fülle Brod zu essen!"

Moses war wahrscheinlich ein Kind der ersten unschuldigen Liebe einer Egyptischen Prinzessin, und dem zufolge, wie die Erfahrung insgemein für die Kinder bezeuget, die ihr Dasein keiner gesetzlichen Pflicht zu verdanken haben, mit sehr glücklichen Fähigkeiten geboren. Seine natürliche Anlage zum Stolz, und der Trieb zum Herrschen, der ihn belebte, waren durch die vornehme Erziehung, die er am Hofe Pharaons genossen, ernährt und vermehrt worden. Indessen waren doch seine endlichen Aussichten auf die Zukunft seiner Leidenschaft hier nicht günstig. Er warf also, da er für einen Sprößling aus Israelitischem Blute ausgegeben war, sein Augenmerk auf diese Nation, um bei ihr die Befriedigung seines Ehrgeizes zu suchen, die er am Königlich Egyptischen Hofe nicht finden konnte. Er hatte den besten Unterricht in allen damals bekannten und geltenden Künsten und Wissenschaften genossen; und seine guten Fähigkeiten hatten ihn einen vorzüglich guten Fortgang in der Erlernung derselben gewinnen lassen. Dies kam ihm in der Folge bei seinem Unternehmen herrlich zu statten. Die Naturlehre war es natürlicher Weise, womit sich auch schon die ersten Weisen zu beschäftigen hatten anfangen müssen. Allein diese Wissenschaft lag, sowohl in ihren mathematischen, als chemischen Theilen, damals noch tief in ihrer Geburt, und die einzelnen Entdeckungen, welche man insonderheit in Ansehung der letztern machte, die Erscheinungen, welche sich aus den verschiedenen Mischungen und Scheidungen der festen und flüssigen Körper ergaben, wurden als Wunder und religiöse Geheimnisse angesehen, und von den Unwissenden angestaunt; welches denn denen, die diese Geheimnisse besaßen, Gelegenheit gab, sie als Blendwerke der Taschenspielerkunst zu benutzen, um sich bei dem Pöbel in desto größeres Ansehen zu setzen. Moses bediente sich dieser erlernten Künste also auch, um sowohl den Israeliten, als auch den Egyptern, die jene nicht fahren lassen wollten, seine göttliche Gesandtschaft dadurch zu bescheinigen.

Moses hatte ferner in seinen jüngern Jahren einen Egypter ermordet, und deßwegen landflüchtig werden müssen. Er war nach Midian gerathen, und hatte sich bei einem der dortigen Priester, Namens Jethro, als Hirte vermiethet. Hier hatte er mehrere Jahre hindurch die Schaafe in derselben Wüste gehütet, wohin er hernach die Israeliten führte, und während dieser Zeit, in seiner Einsamkeit, unter dem Verdruß: sich von einem Günstling am königlichen Hofe, bis an den Hirten-

stab erniedrigt zu sehen! den Plan entworfen, den er zur Befriedigung seiner Rachbegierde und Herrschsucht durch Ausführung der Israeliten aus Egypten ins Werk stellen wollte. Hier hatte er nun aber auch die Wüste selbst in ihrer Lage und natürlichen Beschaffenheit, ihre Producte, und die gewöhnlichen Naturveränderungen, welche sich in derselben ereigneten, nebst den gewöhnlichen Anzeigen und Vorbedeutungen derselben kennen gelernt. Er wußte, welche Art von Witterung eine unzählbare Menge Wachteln von der Seeseite herbei zu führen pflegte. Er kannte den Fels am Berge Horeb, der einen Wasserquell hatte; denn er hatte nach ausdrücklicher Aussage der Geschichte am Berge Horeb vormals gehütet! Er kannte das Manna, das in der Wüste des Morgens gesammelt und statt Brodt genossen werden konnte. So bekannt ihm aber alle diese Dinge und alle Wege und Stege in der Wüste waren, so unbekannt, wußte er, waren sie den Israeliten: und diese ihre Unwissenheit machte es ihm möglich, alle jene natürlichen und gewöhnlichen Ereignisse, als ganz neue und unerhörte, blos um ihretwillen jetzt unmittelbar von dem Jehova veranstaltete Begebenheiten und Erscheinungen, ihrer Leichtgläubigkeit aufzubinden. Insonderheit gehört die Geschichte von der geschehen sein sollenden Gesetzgebung auf dem Berge Sinai hierher. Dieser Berg Sinai, und der Berg Horeb sind, nach dem Zeugniß aller Erdbeschreiber, zwei Spitzen eines und eben desselben Berges, der in dem steinigten Arabien liegt. Die Mosaische Geschichte sagt ausdrücklich: Moses habe an dem Berge Horeb die Schaafe gehütet. Mithin kannte er auch den Berg Sinai, und die Naturbegebenheit, welche hier zu gewissen Zeiten wahrgenommen werden konnte, vollkommen. Mit derselben hatte es ohne allen Zweifel folgende Bewandtniß. Es giebt, wie allen Naturkundigen nicht nur, sondern auch fast Jedermann bekannt ist, gewisse Höhen, die man Wetterscheiden zu nennen pflegt, an welchen sich die schweren und niedriggehenden Gewitterwolken zu brechen und zu zertheilen, oder, wenn mehrere Gewitter von verschiedenen Gegenden heraufziehen, sich hier, jedoch mit einiger Entfernung von der Höhe selbst, zu vereinigen, und dieselbe rund um zu beziehen pflegen. Ein vorzüglich hoher, und einsam liegender Berg von einem mäßigen Umfange (dergleichen z. E. der Königstein in Sachsen ist, wo man mich auch versichert hat, daß nie ein Gewitter über denselben wegziehe, sondern es stets damit die Bewandtniß habe, welche ich sogleich aus eigener Erfahrung näher beschreiben will), ist zur Beobachtung dieses Phänomens, welches eins

der schönsten Schauspiele der Natur ist, am geschicktesten. Ich war einstmals so glücklich, es auf dem bekannten Petersberge wahrzunehmen. Eine schwere und tiefgehende Gewitterwolke zog von Südwest mit starker Macht, und ziemlich schnell vom Winde getrieben, gerade auf den Berg zu, auf dessen Gipfel ich stand. Da sie bald heran war, stieß sich die Luft, welche sie vor sich her drängte, an den höhern Berg. Dieser war der auf ihn andrängenden Luft ein unbeweglicher Widerstand. Sie mußte also, da sie von der verfolgenden Gewitterwolke an den Berg zusammengepreßt wurde, ihrer natürlichen Elasticität zufolge, auf diese zurückwirken, und sie wieder bis so weit rückwärts drängen, als es ihre Macht, gegen die hintere, die Wolke treibende Luft, vermochte, und zur Wiederherstellung des Gleichgewichts erforderlich war. Hier blieb nun das Gewitter in einer kleinen Entfernung vom Gipfel des Berges stehen, die ohngefähr so groß war, daß jenes noch kaum den Fuß des Berges fassen konnte. Nun breitete es sich seitwärts aus, und umzog den ganzen Berg rund um; dergestalt, daß der Berg, wie ein freier Kegel, von der Gewitterwolke eingeschlossen dastand; und diese Einfassung, wo eins das andre nicht unmittelbar berührte, der bekannten Einfassung, welche der Ring des Saturns um diesen Planeten macht, ähnlich war. Ich konnte von meinem freien Standorte die herablaufende Fläche des Berges bis beinahe an den Fuß desselben frei sehen; von der vor mir liegenden Landgegend aber, und ihren Dörfern und Städten, nicht das mindeste wahrnehmen, weil ich durch die dicke Gewitterwolke, die mir jene deckte, nicht durchschauen konnte. Eben so war es begreiflich, daß auch kein Mensch vom Felde, oder aus einem unten liegenden Dorfe her, den Berg selbst sehen konnte, weil seinen Augen dasselbige Hinderniß im Wege stand. Das Gewitter war entsetzlich in seinen Entzündungen, Schlägen und Regengüssen, und dauerte an die zwei Stunden lang. Es ist einer der schönsten Anblicke, die man sich denken kann: über das Gewitter erhaben! unter sich, sich die Blitze desselben entzünden und durchkreuzen zu sehen. Nachdem sich die Wolke abgewittert und ihres Regens entschüttet hatte, folglich leichter geworden war: hob sie sich allmälig in die Höhe, und streifte nun theils an den Gipfel des Berges, theils auch über denselben hinweg, so, daß ich mich nun mit einem Male mitten in einem schnell hinüber ziehenden feuchten Nebel befand, der jedoch nicht so dick war, daß ich die nähern Gegenstände um mich her auf dem Berge nicht noch hätte wahrnehmen können, dessen Durchzug aber zwischen meinen Armen und Füßen aufs deutlichste zu

sehen war, und der unterwegs einige sanfte Feuchtigkeit an meine Kleider anlegte.

Hier haben wir nun die ganze Erklärung der so sehr beschrieenen wunderbaren Erscheinung der Herrlichkeit des Herrn auf dem Berge Sinai! Dieser Berg war nichts anders, als eine solche Wetterscheide, die Moses bei seinem Schaafhüten recht gut hatte kennen gelernt, und die ihm das geschickteste Mittel zu sein schien, sein ausgesonnenes Regierungssystem in den Augen des einfältigen und leichtgläubigen Volks durch eine scheinbar göttliche Sanction zu autorisiren. — Nun ist es uns auch begreiflich, warum er so außerordentlich eifrig, und recht peinlich besorgt darüber war, daß kein Mensch sich dem Fuße des Berges nähern sollte? warum er es bei den ernstlichsten und strengsten Verboten und bei der Drohung, daß derjenige gesteinigt oder mit Geschoß erschossen werden sollte, der das Ende des Berges anrühren, oder gar auf denselben steigen würde! daß er es, sage ich, bei diesen schärfern Verboten nicht bewenden ließ, sondern aller möglichen Sicherheit halber noch ein sehr weitläufiges Gehege um den Berg zog, um die Neugier gewiß abzuhalten? Denn, wäre ein Israelit so dreist gewesen an den Berg hinan zu gehen, oder ihn wohl gar zu besteigen, so würde er gefunden haben, daß der Berg selbst in dem vollkommensten Salvo war, und gar nichts mit dem Gewitter zu thun hatte, auch nicht von demselben berührt wurde!

Wenn also, um dies beiläufig zu sagen, Herr Moses Mendelsohn in seiner neuerlichen Schrift, Jerusalem ꝛc. betitelt, die Gesetzgebung auf Sinai, noch wundervoll und göttlich finden will, so mag er nur bei schwüler Sommerzeit nach dem ersten besten hohen Berg, der als eine solche Wetterscheide bekannt ist, reisen, um sich bei einem heraufziehenden Gewitter von der ganzen angeblich dort geschehen sein sollenden Erscheinung der Herrlichkeit Gottes einen anschauenden Begriff zu machen! Und wenn er, der mit dem vollkommensten Rechte von den Christen Toleranz für seine Nation fordert, doch am Schlusse seiner Schrift selbst so intolerant gegen seine Glaubensgenossen ist! daß er es ihnen gerade abläugnen will, daß Jemand von ihnen sich mit gutem Gewissen von dem Joche des Ceremonielgesetzes entledigen könne? wenn er es ihnen durchaus zur unerläßlichen Pflicht machen will, so lange warten, und in unverbrüchlicher sclavischen Befolgung des Gesetzes ausdauern zu müssen! bis es dem allerhöchsten Gesetzgeber gefallen werde, jenes Gesetz so laut, so öffentlich, so über alle Zweifel und Bedenklichkeiten hinweg,

wieder aufzuheben, als es gegeben sei! so erbiete ich mich, mit ihm nach einer solchen Wetterscheide zu reisen, dort ein heraufziehendes Gewitter abzuwarten, und ihm alsdann unter allen denselbigen Feierlichkeiten das Joch des Gesetzes wieder abzunehmen, unter welchen es ihm der alte Moses über den Hals geworfen hat! — Herr Moses Mendelsohn mag mir nur eine getreue Specification von allen besondern Stücken der damaligen Feierlichkeit geben, so, wie er sie aus dem vorliegenden Documente nur extrahiren kann, und ich stehe ihm dafür: Es soll bei der Abnahme des Gesetzes auch nicht an einem einzigen wesentlichen Umstande derselben fehlen. Auch die vierzig Tage und vierzig Nächte will ich mir allenfalls gefallen lassen: wenn er nur dafür sorgen will, daß wir uns auch so, wie dort bei der Gesetzgebung geschah, bei dem Gott schauen, zugleich satt essen und trinken können. (2. Mos. 24, 11.) Im übrigen, sage ich, soll es an nichts fehlen. Denn Moses war ein Mensch; das bin ich auch: und die Herrlichkeit des Herrn soll eben so prächtig, wo nicht noch prächtiger erscheinen, als sie nur immer auf Sinai erschienen sein mag! Und so würde also meine Aufhebung des Gesetzes dieselbige Beglaubigung für sich haben, welche die Gebung desselben von Mose für sich hatte. Die Hauptsache kommt nur darauf an, daß Herr Moses Mendelsohn auch den Grad von Leichtgläubigkeit mit heranzubringen nicht vergesse, der jene Israeliten zur willigen Aufnahme und Huldigung des Mosaischen Blendwerks so bereit und fähig machte. Wir können uns auch allenfalls um einen kürzern Zeitraum, als jene vierzig Tage waren, vereinigen, zumal, da unter jenen Geboten so viele unnütze Dinge und Lappalien mit unterliefen, deren wir uns vielleicht beiderseits jetzt schämen würden, sie, als aufgehobene Verordnungen, abzulesen, und sie ablesen zu hören!

Herr Mendelsohn hat ganz Recht, wenn er die Versuche, eine allgemeine Religionsvereinigung zu stiften, fanatisch nennet. Für mich giebt es keine Religionszunft. Die alten, schon gestifteten, billige ich nicht; und zur Errichtung irgend einer neuen, besondern, oder auch einer allgemeinen Religionsvereinigung werde ich meine Stimme nie geben, weil es wenigstens nicht unter meinen Vorsätzen liegt, noch jemals ein Phantast in der Welt werden zu wollen!

Ich kehre nun wieder zu meinem alten Moses zurück; und um mich nicht weiter in seiner Geschichte zu verlieren, als es mein gegenwärtiger Zweck erlaubt und fordert, so wollen wir jetzt die Hauptzüge bemerken, die er uns von dem Charakter seines Jehova angiebt: und wir

werden finden, daß dieser Jehova jedesmal so, und dasjenige war, wozu ihn die Leidenschaften des Moses machen und haben wollten, und wie sie ihn brauchten und nöthig hatten.

Schulz setzt nun auseinander, wie Moses den Jehova, wenn er es zur Entschuldigung seiner Anstalten und Verdeckung seiner Absichten dabei nöthig fand, als unwissend und gedankenlos darstellt, so daß er oft vergaß, was er selbst befohlen hatte, auch niemals wußte, ob das, was er befohlen hatte, bewerkstelligt war, oder nicht, daher den Moses oft mit so vielen unnützen Fragen und Zweifeln quälte, ihm auch so viele unüberlegte Entschließungen, die er gefaßt hatte, vorlegte, daß dieser oft ganz verdrießlich darüber ward, ihm auch seinen Verdruß zuweilen in bittern Antworten zu verstehen gab. (2. Mos. 19, 21—24. 33, 12—17. 4. Mos. 11, 11—17. 14, 11—20. 16, 20—22. rc.) Ferner erscheine er als stolz, prahlend, und auf äußerliche Ehrenzeichen sehr eifersüchtig! Hiervon zeuge der ganze Pomp der Stiftshütte, und des Ornats, in welchem die Priester vor ihm erscheinen mußten; und die erstaunliche Empfindlichkeit, die ihn bei jeder kleinen Nachlässigkeit, mit der Jemand etwas in seinem Dienste versah, oder bei jedem unzufriedenen Worte, das das Volk fallen ließ, beigelegt wird. Hiervon zeuge der Selbstruhm, mit dem er sich immer selbst lobte, und den Israeliten, die Ausführung aus Egypten mit starkem Arme (ohngeachtet diese lieber in Egypten geblieben wären) und die Erhaltung ihres Lebens in der Wüste (so unsicher und kümmerlich diese auch war), als große ihnen erzeigte Wohlthaten vorwarf. — Der Mosaische Jehova werde ferner als so partheiisch geschildert, daß, wenn man Beispiele von der blindesten und ungerechtesten Partheilichkeit brauche, man sie nirgends besser, als bei ihm finden könne. Was habe ihn bewogen, den Moses aus der ganzen zahllosen Menge zu seinem Günstling zu wählen, mit dem er, als ein Freund mit seinem Freunde, umging, der ihn von Angesicht schauen konnte, der die Freiheit hatte, so oft es ihm beliebte, vor ihm zu erscheinen und ihm sogar seine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben, an dem Jehova so hing, daß er ohne ihn fast nicht sein konnte! daß man sagen kann, daß der Eine von ihnen da eintrat, wo der Andere austrat, und daß man oft selbst nicht daraus klug werden könne: ob Jehova vor Moses oder dieser vor Jenem stehe (2. Mos. 33, 8—11.)? Und warum konnte er hingegen das Volk fast nicht vor seinen Augen leiden? Warum durfte sich dieses demjenigen Orte, wo er seine Herrlichkeit erscheinen lassen wollte, auch in einer weitern Ent-

fernung, bei Strafe des Todes, nicht nähern? Warum bestand fast alles, was er zu diesem Volke reden ließ, in lauter schrecklichen Drohungen? Warum konnte dasselbe ihm niemals etwas recht machen; so, daß er je eine Freude und Zufriedenheit über dasselbe hätte blicken lassen? Warum wurde das unschuldigste Verlangen desselben: sich satt essen und trinken zu wollen, immer gleich als ein Verbrechen angesehen, und oft mit den grausamsten Bestrafungen geahndet? (4. Mos. 11, 33.) Warum mußten alle Obersten des Volks zur hellen Mittagszeit aufgehangen, und vier und zwanzigtausend Unschuldige aus dem Volk ermordet werden? blos aus der leidigen Ursach, weil ein Mann aus den Kindern Israel den bezaubernden Reizen eines Midianitischen liebenswürdigen Mädchens nicht hatte widerstehen können? und unter dem nichtigen Vorwande: daß dergleichen Umgang mit fremden Völkern, den Israeliten den Weg zur Bekanntschaft mit fremden Göttern bahnen möchte? (4. Mos. 25, 2. Mos. 2, 16. 21. 4. Mos. 12.) Und warum ging dagegen dem Moses so hin, daß dieser selbst sogar eines Midianitischen Priesters Tochter zur Frau genommen und sich dadurch in so viele Schwägerschaften mit andern abgöttischen Priestern gesetzt hatte? Warum war das, um dessentwillen unter dem Volke eine so entsetzliche Massacre angerichtet wurde! bei dem Moses, der ihnen mit seinem eigenen Beispiele darin vorangegangen war, so gar keine Sünde, daß Jehova vielmehr sein ausdrückliches Wohlgefallen darüber zu bezeigen scheint?

Warum machte der Jehova überhaupt das Israelitische Volk zu seinem auserwählten Volke? dem er nur allein seine Gnade verhieß? mit dem er einen Freundschaftsbund schloß, der darauf hinausging: andre Völker aus ihren rechtmäßigen Besitzungen zu vertreiben? (2. Mos. 34, 10—12.). Warum verbot er Jenem: sich mit andern Völkern zu befreunden, oder ihnen die mindeste Gunst zu erzeigen (5. Mos. 7, 2. 3. Cap. 23, 6.)? Warum wird ihm vielmehr der Befehl an die Israeliten in den Mund gelegt: bei aller Gelegenheit andre Völker zu bestehlen, zu berauben, und wenn sie sie übermannen könnten, sie auszurotten, und nichts von ihnen leben zu lassen, was den Odem hätte? (Jos. 11, 11—15.). Was hatten ihm die andern gutmüthigen Völker gethan? Waren sie nicht rechtmäßige, und dabei ruhige, friedfertige Besitzer ihrer Lande? Waren sie nicht so gut Menschen, als die Israeliten? —

Vor Allem aber werde dem Jehova Rachbegierde, Blutdurst und

Mordsucht, zugeschrieben, und er so dargestellt, als ob er zuweilen und sogar bei geringfügigen Veranlassungen in hohem Grade habe aufgebracht werden können; dergestalt, daß er sich selbst nicht mehr trauete, bei dem Volke gegenwärtig zu bleiben; weil er an sich selbst verzweifelte, daß er sich würde halten können, es nicht aufzufressen (2. Mos. 33, 3.). Es sei entsetzlich, und die ganze menschliche Natur empöre sich, wenn man die Erzählung von den gräßlichen Blutbädern lese, welche Moses auf angeblichen Befehl seines Jehova unter dem jüdischen Volke anrichtete! Er habe dadurch das Volk selbst zu so grausamen, unmenschlichen Gesinnungen gewöhnt, daß die ganze Geschichte kein einziges Volk zu nennen wisse, bei dem Mordlust ein so herrschender Zug seines Charakters gewesen wäre, als dies bei den Israeliten gefunden ward! Ja, man könne sagen, daß nach dem Maaße, als sich die Mosaische Theologie in der Folge unter andern Völkern verbreitet und in ihre Götterlehren mit eingeschlichen hat! und nach dem Verhältniß: als jene Lehre vom Jehova, bis auf unsre Zeiten her, als wahre Theologie gegolten hat! auch die grausamen, menschenfeindlichen Gesinnungen sich unter andre Nationen verbreitet, und bis auf unsre gegenwärtige Zeiten haben erhalten können! Blos und hauptsächlich der Begriff von Jehova, den Moses auf den Thron der Gottheit erhob, sei der eigentliche Erfinder und Urheber aller Menschenopfer, die je den Göttern gebracht worden sind! und des schrecklichen Religionshasses, der den Erdboden mit so vielem Jammer überschwemmt hat! und der noch bis auf den heutigen Tag der Bruderliebe den Eingang in die menschlichen Gesellschaften verwehrt, und dagegen hier mehr, dort weniger Verwüstung und Tod um sich her sprühet!

Die Menschenopfer, fährt Schulz zu Begründung dieser Ansicht fort, welche in folgenden Zeiten untern fremden Völkern im Schwange waren; bestanden eigentlich nur darin: daß sie ihrem Kriegs-Gotte die gefangenen Feinde zu schlachten pflegten. Eine Sitte, die einestheils die Wirkung der Nachbegierde bei ihnen sein konnte: die aber auch anderntheils gewiß die Frucht des schönen Beispiels war, das ihnen die Israeliten gaben, wenn sie nach jeder gewonnenen Schlacht, oder eroberten Stadt, auf Befehl ihres Jehova und ihm zu Ehren alle Gefangenen, sie mochten sein Männer oder Weiber oder Kinder, kurz alles, was einen Odem hatte, niederhieben und dem Herrn dabei einen Altar baueten. (Jos. 8, 23—33. 2. Mos. 17, 14—16. B. d. Richt. 21, 4.) — Dieser Befehl des Jehova, keinen Empfindungen des Mitleidens

bei sich Raum zu verstatten, war so scharf, und die mindeste Beweisung der Menschlichkeit in Schonung eines wehrlosen Gefangenen wurde als ein so schreckliches Verbrechen angesehen und geahndet, daß Saul blos darum auf der Stelle von seiner Königlichen Würde abgesetzt wurde: weil er des armen gefangenen Agags geschont; und ihn, sobald er ihn in die Hände bekommen hatte, nicht sogleich dem Herrn zum süßen Geruch hatte niedermetzeln lassen. Sie ist schrecklich zu lesen die Geschichte, wie Samuel, dieser alte verschmitzte Heuchler, der in der Kunst, unter der Kappe seines Prophetenamtes und unter dem Deckmantel der Befehle vom Jehova die gräulichsten und menschenfeindlichsten Bosheiten auszuüben, und nach seinem Gefallen Könige ab- und Könige einzusetzen, grau geworden war: ich sage, es ist schrecklich zu lesen, mit welcher Frechheit er dem Saul seine bewiesene Menschlichkeit zum Verbrechen auslegen; sich über die Verwerfung, welche sich Saul dadurch vom Jehova zugezogen hätte, traurig stellen; den armen wehrlosen Gefangenen, der sich in sein unabänderliches trauriges Schicksal auf eine Art ergab, die einen Jeden, der noch nicht alle Empfindungen der Menschlichkeit ausgezogen und von sich geworfen hätte, zum innigsten Mitleiden hätte rühren müssen, vor sich fordern; und ihn mit seinen alten zitternden Händen, als ein Unmensch, mit kaltem Blute, öffentlich, „vor dem Herrn" in Stücken zerhauen konnte! — Wenn also, sage ich, die Phönicier, und nach ihnen, andre Völker die Gewohnheit angenommen hatten, ihre gefangenen Feinde ihrem Kriegs-Gotte zu schlachten! von wem, und von welchem Volke hatten sie diese verfluchte Sitte gelernt?

Wenn man, heißt es dann weiter, zugeben müsse, wofern man nicht der ganzen Geschichte alle Glaubwürdigkeit gerade zu, und ohne allen Grund ableugnen will; daß alle Menschenopfer andrer Völker, die sie theils von ihren überwundenen Feinden, theils aus dem Schooße ihrer eigenen Familien ihren Göttern brachten, ihren Ursprung von der bei dem jüdischen Volke aus religiösen Gründen üblichen Menschenschlächterei hergenommen haben! — Wenn man bedenke: daß durch einen solchen Begriff von Jehova der Character der ganzen jüdischen Nation zu den unmenschlichsten Grausamkeiten gestimmt und gebildet wurde! dergestalt: daß ihre folgende Geschichte, ein Register von Schandthaten und Unmenschlichkeiten wurde, die sie begingen, so oft sich ihnen nur die Möglichkeit dazu zeigte! — dergestalt; daß gerade der König, der die neue und ganz unerhörte Grausamkeit erfunden hatte, die friedliebenden Einwohner der Städte der Kinder Ammons, die er, ohne von ihnen belei-

digt worden zu sein, mit Krieg überfallen und überwunden hatte, mit Sägen und eisernen Hacken und Keilen langsam zu Tode zu martern! Der König, der den, von ihm ohnehin schon durch Schändung dessen Ehefrau gekränkten Urias, noch obenein umsonst und um nichts, und bei aller eigenen Ueberzeugung von dessen Unschuld vorsätzlich todtschlagen lassen konnte! — Der König, der, nachdem er sein ganzes Leben mit den abscheulichsten Schandthaten, Heucheleien, Mißhandlungen seiner Nebenmenschen und Mordthaten geschwärzt hatte, endlich auch noch auf seinem Todtenbette seinen letzten Athem in Mordbefehlen und Aufträgen an seinen Sohn und Nachfolger dahin aushauchte; daß dieser sich an den Schwur, mit dem er gewissen Personen die Sichherheit ihres Lebens vor ihm, bei dem Jehova zugeschworen hätte, nicht kehren möchte! sondern ja dafür sorgen sollte, daß die grauen Haare dieser Männer, (deren Einem er noch dazu die Erhaltung seines Königreichs zu verdanken gehabt hätte!) nicht mit Frieden, und ohne Blut in die Grube fahren möchten! — wenn man bedenke: daß gerade dieser König David! durch die ganze nachfolgende jüdische Geschichte den Ruhm hat, der rechte, eigentliche, und beste Mann nach dem Herzen Gottes gewesen zu sein? Wenn man endlich, nur noch hinzu nehme: daß die heidnischen Götter von jeher bis auf den heutigen Tag, die friedfertigsten und verträglichsten Gottheiten waren und noch sind; daß sie sogar sich selbst ruhig einsetzen und absetzen ließen; daß aus der Verschiedenheit der Hausgötter, die sich ein Jeder nach Belieben wählen und schaffen konnte, keine Verfolgung entstand; daß noch auf den heutigen Tag die heidnischen Länder gegen jeden fremden ankommenden Gott gastfrei sind; und alle Intoleranz ihnen durchaus unbekannt ist! — hingegen, daß die Verehrer Jehovas, so weit er nur gehuldigt worden ist, ihre Eifersucht in Verfolgungen, Gewissenszwang, und allen Arten der Verwüstungen, Zerstörungen und Verheerungen der menschlichen Glückseligkeit ausgelassen haben! Wenn man das alles bedenke, o, dann urtheile, wer urtheilen könne! und widerspreche, wer das Herz und die Fähigkeit habe, der Wahrheit ins Angesicht widersprechen zu können! wenn er (Schulz) frage: Ob je ein größrer Fluch das Menschengeschlecht hätte treffen können, als derjenige war, der durch die dargestellte Auffassung des Wesens Jehovas über dasselbe gekommen sei?

Und was heiße es denn, wenn man sich auf das Sittengesetz, und so manche gute Polizeibefehle des Mosis, die doch nicht zu verwerfen wären! berufen wolle? Habe nicht sogar jede Räuberbande ihre

Polizei-Ordnung und Sittengesetze, ohne welche sie nicht bestehen kann? Und finde man, er wolle nicht sagen, eine ganze Gesellschaft? nein, auch nur irgend einen einzigen Menschen in der Welt, der durch und durch böse wäre? und nie etwas Gutes dächte und thäte? — Noch mehr, wenn er auch nur der gemeinen Zeitrechnung zufolge dritthalbtausend Jahre annehme, die von Adams bis Mosis Zeiten verflossen waren; konnte in diesem ungeheuern Zeitraume der menschliche Verstand nicht schon längst von selbst zu der Kenntniß gelangt sein, daß es nothwendig zu beobachtende Regeln in der Gesellschaft wären: du mußt nicht tödten; nicht stehlen; nicht falsch Zeugniß geben u. s. w.? Sei es da noch erst nöthig gewesen, von der Gottheit selbst das Aufschreiben solcher ersten Anfangsgründe der Moral auf steinerne Tafeln, und eine feierliche Promulgation derselben herzuleiten? — Und endlich, setzt Schulz hinzu: Was war diese ganze Hinwerfung des Sittengesetzes in trocknen Allgemeinsätzen, werth? wenn ihm überall durch die besondern Ordres, welche die dort verbotenen Handlungen ausdrücklich zu begehen, aufs schärfste und bei Strafe des Todes anbefohlen, widersprochen wurde? Wie reimte sich das Verbot: Du sollst nicht stehlen! mit den Geboten: den Egyptern ihre goldnen Gefäße diebisch zu entwenden? alle fremde Völker aus ihren rechtmäßigen Besitzungen zu vertreiben? die ungerechtesten Kriege zu führen? und überall, wo sie nur könnten, zu plündern und zu rauben? Wie reimte sich das Verbot: Du sollst nicht tödten! mit dem Befehl: „So spricht der Herr, der Gott Israel; Gürte ein Jeglicher sein Schwert auf seine Lenden, und durchgehet hin und wieder, von einem Thor zum andern im Lager, und erwürge ein Jeglicher seinen Bruder, Freund und Nächsten! Füllet heute eure Hände dem Herrn mit Blut, ein Jeglicher an seinem Sohn und Bruder, daß heute über euch der Seegen gegeben werde?" (2. Mos. 32, 27—29.) Wie reimte es sich mit dem Befehl: die ruhigen Städte Canaans und der angrenzenden Völker mit Krieg zu überziehen? und von den Ueberwundenen und Gefangenen Keines zu schonen, der einen lebendigen Odem hätte? auch nicht des Säuglings, der an seiner Mutter Brüsten läge? — (5. Mos. 20, 16. Jos. 10, und C. 11.) Wie reimte sich das Verbot: du sollst nicht falsch Zeugniß geben! mit der Versichrung: daß das Philister-Land in Vergleichung gegen das Land Gosen ein Land sei, da Milch und Honig innen flösse? Eine Versicherung, der Moses selbst auch nicht trauete, weil er Kundschafter voranschickte, die das verheißene Land vorher besehen sollten: „ob es gut, oder böse?

fett, oder mager sei? und ob Bäume darin wären, oder nicht?" (4. Mos. 13, 20. 21.) Wie reimte sich jenes Verbot mit der Todesstrafe, womit alle die Kundschafter belegt wurden, die ein wahres Zeugniß von der Beschaffenheit des Landes Canaans und seiner Einwohner abgelegt hatten? und mit den Belohnungen, welche Josua und Caleb für ihr falsches und lügenhaftes Zeugniß erhielten? (4. Mos. 14, 36—38.) Wenn solche Befehle gegeben wurden! o, dann schweige man mir doch von dem Werthe und den guten Wirkungen, die ein paar hingeworfne trockne, moralische Allgemeinsprüche haben sollen!

Das war nun, wenn man alles zusammen nimmt, das große Verdienst! das sich Moses durch seine Hinstellung eines wahren und reinen Begriffs von der Gottheit, um die Erleuchtung und Glückseligkeit des Menschengeschlechts erwarb und erworben hat! — Eine Erleuchtung, die nach Schulz's Ansicht in Täuschungen und Blendwerken bestanden habe, die alle Völker, zu welchen diese Theologie in der Folge drang, mit unheilbarer Blindheit geschlagen, und jene mitternächtliche egyptische Finsterniß dergestalt über den Erdboden geführt und gebreitet habe, daß noch bis auf den heutigen Tag sogar im christlichen Glauben unverkennbare Spuren derselben zu finden seien! — Und welche Glückseligkeit! fährt Schulz weiter fort, mit welcher er durch die Erfindung und Aufbauung seines ganzen theologischen Systems von seinem Jehova die Welt gesegnet hat! Bei den Israeliten, die er aus Egypten geführt hatte, bestand sie in Hunger und Kummer und tausendfacher Noth, die sich endlich mit einem elenden Umkommen in der Wüsten endigte. Bei den Nachkommen derselben? — daß diese, als ein zu irgend einer vernünftigen Arbeit nie gewöhntes Volk, vom Rauben und Plündern lebte! daß sie zu den grausamsten Gesinnungen erzogen alle ihre Fußtapfen mit Religions- und Menschenhaß bezeichneten! daß sie an gottesdienstlichen Müssiggang gewöhnt, in allen nützlichen Künsten, Geschicklichkeiten, und Wissenschaften, Fremdlinge waren, und blieben! dergestalt, daß auch selbst zu Sauls Zeiten noch kein Schmidt im ganzen Lande Israel erfunden ward; sondern ganz Israel hinabziehen mußte zu den Philistern, wenn Jemand hatte ein Pflugschaar, Haue, Beil, oder Sense zu schärfen! (1. Sam. 13, 19. 20.) Sowie es die Erfahrung aller Zeiten bestätigt hat und noch bestätigt: daß, je strenger und eifriger die Gottesverehrungen in einem Lande waren und noch sind; desto abergläubischer, und desto dummer und unwissender waren seine Einwohner, und sind es noch, selbst in den nothwendigsten Kenntnissen, Geschicklichkeiten und

Künsten, die die dringendsten Angelegenheiten und Bedürfnisse des menschlichen Lebens betreffen! — Auch die Glückseligkeit, welche den Christen durch die Mosaische Jehovalehre zu Theil geworden, bestehe nur in Menschen- und Religionshaß, der immer noch wüthe, der selbst die angebornen Rechte der Menschheit unter die Füße trete? der die unläugbare Freiheit, die einem jeden Menschen schon von der Natur, als ein, ihm wesentlich zuständiges unverletzbares Eigenthum, mit auf die Welt gegeben wird, und zu der ihn sein bloßes Dasein schon berechtigt, das angeborne Recht des Menschen: über seinen Zusammenhang mit dem allgemeinen zureichenden Grunde der Welt denken und raisonniren zu können, wie er will, mit unnatürlichen Gewissenszwang belege? Ist es nicht, fragt Schulz, Menschen- und Religionshaß, mit welchem jener Glaube, auch unter den Christen, von jeher so viele Schwerter zum Blutvergießen gewetzet? so viele Scheiterhaufen angezündet? so viele Verwüstung und Tod um sich her verbreitet hat? und nach dem Maaße noch die Schandsäulen seiner Verfolgungen um sich her pflanzt, als er mehr oder weniger Andacht mit sich führt? dem wir die unbarmherzigen und unmenschlichen Behandlungsarten, welche sich Völker, die sich eben um ihrer Anbetung des Jehova willen, gesittet nennen, gegen ihre unvollkommner handelnden Brüder erlauben? ist er es, sage ich, nicht, dem wir die Errichtung der Pfähle und Räder vor den Thoren großer Städte zu verdanken haben? diese Denkmäler der Wildheit und Grausamkeit! von denen noch nie ein Weltumsegler die mindeste Spur unter den wildesten Völkern, die für die blindesten Heiden gehalten und ausgeschrien werden, gefunden hat? Haben sich nicht jene Dankaltäre, die dem Jehova errichtet, und jene Dankopfer, die ihm dargebracht wurden, wenn es den Juden gelungen war, viele Tausende ihrer Brüder niedermetzeln zu können, (Jos. 8, 30. 31. Richt. 21, 4.) in unsre, bis auf den heutigen Tag üblichen, der Vernunft und Menschheit zur Schande gereichenden Dankfeste und Jubellieder verewigt, die wir der Gottheit nach jeder gewonnenen Schlacht zu feiern und anzustimmen pflegen? — —

Ich wende mich nun zu dem Lehrvortrage des großen Philosophen, der ohngefähr anderthalbtausend Jahre nach Mosen, unter dem jüdischen Volke auftrat. Jesus von Nazareth war der Natur auf ihrer bildenden Scheibe zum glücklichsten Genie gerathen. Die Dürftigkeit und Armuth seiner Eltern in ihren äußerlichen Umständen war unstreitig das glückliche Hinderniß gewesen, daß sein gesunder, vortrefflicher Menschenverstand nicht gleich frühzeitig in der Jugend durch vielen aberwitzigen

Unterricht in den abgeschmackten Lehrsätzen des herrschenden Systems hatte verdorben und erstickt werden können: so wie ganz gewiß unzählige Köpfe, die die Natur gut gebaut hatte, in der Folge nie fähig sein würden, den Unsinn in herrschenden Religionsmeinungen zu vertheidigen, wenn man ihnen diese nicht von Kindheit an mit vorzüglich sorgfältiger Bearbeitung eingeprägt hätte, wenn nicht ihr junger Verstand, so bald er nur zu keimen anfing, in die Fesseln des Aberglaubens gezwungen und eingeschmiedet, und ihre natürlich richtige Urtheilskraft dadurch für ihr ganzes künftiges Leben geknickt und gelähmt worden wäre! — Jesus, sage ich, war durch die Armuth seiner Eltern, die nichts an ihn hatten wenden können, diesem Unglück entgangen. Er hatte in der Jugend keinen andern und mehrern Unterricht genossen, als der sich ihm auf der gemeinen Landstraße, die armer Leute Kinder hierin wandern, dargeboten hatte. Und dieser war, Gottlob, zu wenig, und zu schwach gewesen, als daß er seine ganze vortreffliche Anlage zur richtigen Beurtheilung der ihm vorkommenden Dinge hätte vergiften oder gar tödten können. Er war dabei von feurigem Temperamente, das ihn zu großen Unternehmungen aufforderte, und ihn mit unerschrockner Freimüthigkeit dazu rüstete, über welches aber doch mehrentheils der scharf sehende Verstand und die richtig urtheilende Vernunft den Zügel in Händen behielten. Eine Haltung! die um so viel schwerer, und eben darum ein so viel größrer Beweis von seinen vorzüglichen Verstandesgaben war; je wilder und finstrer es um den Zeitpunkt aussahe, in welchen seine menschlichen Tage gefallen waren! — Sie ist übrigens bewundernswürdig, die Behutsamkeit, welche er anwandte, um zwischen denen beiden Klippen glücklich hindurch zu kommen: nämlich, auf der einen Seite: der Wahrheit, und seinen Ueberzeugungen von derselben nichts zu vergeben; sondern soviel an die Wegräumung der herrschenden Irrthümer und an die Aufklärung seiner Zeitgenossen zu arbeiten, als ihm selbst nur möglich war, und höchst nöthig schien: und auf der andern Seite: die nun einmal mit fast unumschränkter Macht herrschenden Vorurtheile seiner Zeit bis auf den Punkt wenigstens zu schonen, wo sie mit wildem Ungestüm über ihn und seine ganze Lehre herfallen, und seine bestgemeintesten Absichten und Bemühungen fruchtlos machen und in der Geburt ersticken konnten! Und ich sage nochmals: Man muß es den rohen, wilden, und äußerst finstern Zeitumständen anrechnen, wenn er endlich doch mit seiner Vorsicht scheiterte und ein trauriges Opfer der Verblendung und der Vorurtheile seiner Zeitgenossen ward! Denn,

wenn ich auch schon gegen den Wolfenbüttelschen Fragmentisten nicht in Abrede sein will, daß wohl etwas zu viel Dreistigkeit, und etwas zu viele Nachsicht gegen die Lebhaftigkeit seines Temperaments, und vielleicht auch gar einige zu offene Beleidigungen des Stolzes seiner Obern, die er an Geistesgröße so weit zu übertreffen, sich bewußt war, von seiner Seite mit an dem bösen Schicksale, das ihn endlich traf, Antheil haben mochten: so muß man auf der andern Seite doch auch bedenken, daß kein andres Temperament zur Ausführung dessen, was er wirklich zum Heil der Menschen und zur Bewirkung so großer Aufklärung gethan hat, fähig gewesen sein würde. — Man muß billig sein. Denn daraus grobe und unverzeihliche Verbrechen machen wollen, was leichte, und sehr schwer zu vermeidende Wirkungen eines sonst sehr guten Temperaments waren? ist wider alle Gerechtigkeit: zumal, da es schwerlich einen Leser seiner Geschichte geben wird, der sich nicht weit gröbere Fehler, die er in seinem Leben schon begangen hat, vorzuwerfen haben sollte; ohne dagegen auch nur den hundertsten Theil von dem Guten gestiftet zu haben, worüber Jenem selbst der Neid und die Verleumdung seine großen Verdienste nicht absprechen können!

Unsre Hauptfrage ist nun gegenwärtig: was hat dieser Jesus gelehrt? was hat er insonderheit von der Gottheit gelehrt?

Wir mögen seinen ganzen Lehrvortrag durchsuchen, so werden wir auch nicht einen einzigen bestimmten, deutlichen Begriff darin auffinden, den er uns von der Natur und dem Wesen der Gottheit angegeben hätte! Er sagt zwar (Joh. 4, 24): Gott ist ein Geist: und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Aber wer will mir aus den Wortzeichen, Geist, einen bestimmten Begriff von der Natur der Gottheit herleiten? Was ist ein Geist? — Das, was man in der Geisterlehre, die die Phantasie erfunden und aufgebaut hat, daraus machen will, ist doch, beim Lichte besehen, nichts weiter, als eine Chimäre! und wird es auch so lange bleiben, als ein solcher Geist kein Vorwurf unsrer Sinne und sinnlichen Empfindungen werden kann; und so lange es gewiß ist, daß unser menschlicher Verstand nichts denken kann, wozu ihm die Sinne nicht den Stoff geliefert haben! Es ist und bleibt eine ewige und unbestreitliche Wahrheit: Nihil est in intellectu, quod non ante erat in sensu! — Wollen wir noch dazu der hermenevtischen Regel folgen: daß ein Jeder der beste Ausleger seiner eignen Worte sei! so frägt sichs: wie hat Jesus zu einer andern Zeit sich über die Bedeutung des Worts, Geist, näher herausgelassen? Ein Geist,

sagt er (Luc. 24, 39.) hat nicht Fleisch und Bein. Was fange ich aber nun mit dieser verneinenden Erklärung des Worts, Geist, an? Und wie viel bin ich nun durch sie über den Begriff von der Gottheit klüger geworden? — Sehe ich die letztere Stelle genauer an, so verstanden die Jünger unter dem Worte, Geist, dasjenige, was man eine Erscheinung, ein Gespenst, oder Phantom zu nennen pflegt; ein Etwas, das sonst nirgends, als in der Vorstellung, die sich die menschliche Phantasie davon macht, sein Dasein hat. Und diese Bedeutung des Worts, Geist, setzte auch Jesus bei seiner Antwort offenbar zum Grunde; wenn er die Anwendung davon auf sich machte: daß er also kein Geist, kein Etwas sei, das eine blos idealische Existenz habe! sondern, daß das Fleisch und Bein, womit er angethan sei, ein in rerum natura wirklich existirendes Wesen anzeige, dem eine wahre, ihm eigene, für sich bestehende Persönlichkeit zukomme!

Es heißt gar nichts gesagt, und ist der leereste Wortschall, der in der Luft gemacht werden kann, wenn man behaupten will: Jesus habe uns darum mit der Gottheit selbst nicht näher bekannt machen können und wollen, weil dieser Gegenstand für unsern menschlichen Verstand, und für das Vorstellungs- und Fassungs-Vermögen desselben zu groß sei. Denn daraus folgt nichts natürlicher und richtiger, als: daß also dasjenige, was von keinem menschlichen Verstande erkannt und begriffen werden kann, auch schlechterdings gar kein Vorwurf und Gegenstand der menschlichen Erkenntniß, Betrachtung und Untersuchung sei, und daß folglich alle nähere Bestimmungen, die die Menschen über diesen durchaus unbekannten Gegenstand selbst sowohl, als auch über unsere besondere Beziehungen auf denselben, anzugeben wagen, ein leeres Geschwätz sei, wobei sich nichts denken lasse. Was ich gar nicht kennen lernen kann: das ist für mich und für meine Bemühungen, die einen Bezug auf dasselbe haben sollen, so gut, als gar nicht da!

Aber Jesus hat doch oft die Worte, Gott, Vater im Himmel, himmlischer Vater, u. s. w. gebraucht? — Ich antworte: daß ich dies auch gar nicht leugne. Es kommt hier nur auf die Frage an: was? und wie hat er von diesem himmlischen Vater gelehret? oder, warum hat er sich jener Benennungen bedient? Was waren das für Beziehungen, und wohin zielten sie ab? die er dadurch manchen Theilen seines Unterrichts gab?

Einmal: ist es doch unleugbar: daß alle jene Benennungen uns keinen eigentlichen Begriff von der Natur der Gottheit angeben; daß sie

blos bildliche Vorstellungen enthalten, durch die wir über das innere Wesen der Gottheit um nichts klüger werden!

Zum andern: ist es in die Augen fallend, daß Jesus durch die sanften, Vertrauen und Liebe erweckenden Benennungen, womit er die Gottheit bezeichnete, ja bei allem, was er von der Gottheit sprach und lehrte, die Absicht hatte, den schrecklichen Begriff, den die Juden von dem Jehova, aus Moses Zeiten her, hatten, niederzuschlagen; die sclavische Furcht der Menschen vor einem obersten Wesen zu tilgen, und ihre Gemüther mit Beruhigung und Zufriedenheit über ihre gegenwärtigen Schicksale sowohl, als auch mit festem standhaften Vertrauen auf eine Vorsehung, die für die Zukunft zu ihrem Glücke sorgen würde, zu erfüllen! — Ich sage, man sehe alle seine Reden an, die das Gepräge der Wahrscheinlichkeit haben, daß sie wirklich von ihm ausgesprochen sind, die nicht den Verdacht mit sich führen, daß die Evangelisten aus untreuem Gedächtnisse, oder auf bloßes Hörensagen von Andern, sie ihm beigemessen hätten; und man wird zugeben müssen, daß einestheils schlechterdings kein bestimmter, feststehender Begriff darin vorkommt, den er uns von der Natur der Gottheit gegeben hätte! und daß anderntheils alles, was er von einem himmlischen Vater redete, darauf abzielte, die Menschen von der sclavischen Furcht vor einem unsichtbaren höhern Wesen zu befreien, und ihnen wahre Zufriedenheit über ihre gegenwärtigen, und stille gute Erwartungen und Hoffnungen über ihre künftigen Schicksale einzuflößen. Eine bessere Anwendung konnte er von der Idee einer Gottheit und von dem Glauben an dieselbe, den er bei seinen Zeitgenossen vorfand, nicht machen. Und, statt der bildlichen Vorstellung von einem himmlischen Vater, der für alle gegenwärtige und künftige Bedürfnisse seiner Geschöpfe väterlich sorge; statt dieser Vorstellung, die blos bildlich, und von dem Character eines guten menschlichen Vaters entlehnt war, die also die Unterscheidungsstücke der Natur und des Characters eines höhern Wesens in nichts bezeichnete; statt dieser Vorstellung, sage ich, sich etwa geradezu auf feststehende, ewige, unwandelbare Gesetze der Natur zu berufen? nach welchen sich alle Veränderungen in der Welt ergäben, und sich alles zur ununterbrochenen Förderung der Glückseligkeit der in derselben enthaltenen Wesen, von Zeit zu Zeit immer mehr entwickle? — Das, sage ich, würde, weil es weder dem morgenländischen Sprachgebrauch, noch dem vorhandenen Grad von wissenschaftlicher Kenntniß seiner Zeitgenossen angemessen wäre, nicht halb so viel Eingang gefunden, und nicht halb so viel

Nutzen damals haben stiften können, als wenn er lieber so, als Orientale sprach, wie ihn der Orientale anhören und verstehen konnte! und sich in seinem Unterrichte von der Gottheit, so weit herabließ, daß er dieser Idee nur das schädliche und schreckliche benahm, und sie den Menschen so nützlich, als möglich, machte! Im übrigen hat er schlechterdings nichts von eigentlichen Gottesverehrungen, oder von einem Dienste gelehrt, den die Menschen einem gewissen unbekannten höchsten Wesen selbst abzustatten schuldig wären. Es ist wahr, er machte die gottesdienstlichen Ceremonien mit, welche damals unter seinem Volke in Gewohnheit waren! Allein, einestheils that er dies so sparsam, und so höchst nothdürftig nur, als es die Behutsamkeit und Vorsicht, um bei seinen Zeitgenossen nicht gar zu sehr anzustoßen! durchaus von ihm forderte: und anderntheils nahm er doch jede Gelegenheit wahr, wo es nur angehen wollte, diesen gottesdienstlichen Ceremonien, wie man zu reden pflegt, eins anzuhängen, ihren Werth in den Augen seiner Zuhörer zu vernichten, und überhaupt alle die herrschenden schwerfälligen Begriffe von der Gottheit, von der Anbetung derselben im Tempel, von der Feier des Sabbaths, von der Heiligkeit des Tempels, vom Opfern auf dem Altar, vom Schwören bei der Gottheit, von dem angeblichen Verbrechen der Gotteslästerung, von der Macht des Teufels, u. s. w. so zu elektrisiren, daß, wenn er nicht immer hätte klagen müssen: Er habe Zuhörer, die Augen hätten, aber nicht sehen könnten! Ohren hätten, aber nicht hören könnten! Verstand hätten, aber nichts merken und verstehen könnten! daß, sage ich, wenn er ein fähigeres Auditorium gehabt hätte, die Aufklärung und Erleuchtung, welche er gestiftet haben würde, unendlich größer würde haben ausfallen müssen, als es die Schwachheit seiner damaligen Zeitgenossen in der That nur zugelassen hat. Ich hätte Euch noch viel zu sagen, klagte er noch kurz vor seinem Tode; aber leider! ihr könnt es jetzt noch nicht tragen.

Wenn ich mir aus allen den einzelnen Aussprüchen, Reden und Lehrvorträgen Jesu, so, wie sie in den Erzählungen der Evangelisten zerstreut vorliegen, seine Grundsätze herausziehen, und sie in einen gewissen Zusammenhang darstellen sollte, um das System, welches wahrscheinlich das seinige war, desto leichter zu erkennen und zu überschauen, so würde ich seine Lehre ohngefähr in folgenden Vortrag zusammenfassen.

„Ihr meine lieben Zeitgenossen, wünschet euch natürlicher Weise durch euer ganzes Dasein hindurch glücklich zu sein! Gleichwohl glaubet ihr Ursache zu haben, nicht nur über vielfaches gegenwärtiges Elend

klagen, sondern auch auf die Zukunft noch mancherlei Unglück befürchten zu müssen. Ihr unterziehet euch zu dem Ende mancherlei Uebungen und Arbeiten, von denen ihr euch den Nutzen versprechet, daß sie euern gegenwärtigen Kummer erleichtern, und euch vor künftige Uebel schützen sollen. Allein ihr befindet euch in Ansehung dieser wichtigen Angelegenheiten in vielen Irrthümern. Höret meinen Unterricht an, den ich euch geben will.''

,,Wenn ihr ein wenig auf die Dinge in der, und auf die Veränderungen, welche sich darin ergeben, Acht habt, so werdet ihr finden, daß für alle Bedürfnisse aller darin enthaltenen Wesen aufs Beste gesorgt ist. Selbst das geringste und niedrigste derselben ist nicht vergessen und wird nicht übersehen. Schauet die Lilien auf dem Felde an: sie abeiten und spinnen nicht, und werden doch aufs Herrlichste gekleidet! Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und doch wird einem jeden sein Futter und seine Nahrung besorgt! So möget ihr hinsehen, wohin ihr wollet, und ihr werdet finden, daß bei keinem einzigen Wesen die eigentliche Sorge für sein Dasein, für seine Erhaltung, und über die vortheilhafte Einrichtung seiner Schicksale, den kleinen und einzelnen Kräften desselben so ganz überlassen sei! sondern, daß vielmehr eine gewisse allgemeine wohlthätige Anordnung in der ganzen Natur und durch dieselbe verbreitet sei, vermöge der alle Dinge in einem unzertrennlichen Zusammenhange stehen, wo alles Ursache und Folge, alles Zweck und Mittel ist, und wo alle Kräfte, so verschieden sie auch sind, doch zu dem gemeinschaftlichen Ziel der Erhaltung des Ganzen, und zu der Förderung der allgemeinen Glückseligkeit, woran ein jedes einzelnes Wesen seinen Theil hat, hinwirken müssen. Wenn die Lilie nicht eher zu ihrem Kleide kommen könnte und sollte, als bis sie es sich selbst gesponnen hätte? der sorgenlose Vogel erst selbst säen, ernten, und Scheunen bauen müßte, ehe die Erhaltung seines Lebens möglich wäre? Wie weit würden beide in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse kommen? Wendet dies, meine lieben Zuhörer, auf euch und auf euer Verlangen nach Glückseligkeit an! — Da ihr in der Reihe der Wesen viel höher stehet, als die Lilie und der Sperling, solltet ihr denn nun wohl bei der allgemeinen weisen und gütigen Anordnung aller Dinge, bei der jene so gut bedacht sind, mit euern Angelegenheiten übersehen und vergessen worden sein? Sollte für euch keine vortheilhafte Verfügung in der Natur getroffen, für eure Bedürfnisse gar nicht gesorgt, und für euch kein Gang

gezeichnet sein, der euch unbemerkt dem Ziele eurer Glückseligkeit wahrhaftig und in der That näher führte? wenn es euch schon so vorkommt, als bliebet ihr immer gleich weit von demselben entfernt, oder, als wiche dasselbe immer weiter vor euch zurück? Nein, meine Freunde, sehet euch einmal sebst recht an, und ihr werdet finden, daß auch für euch in dem großen Zusammenhange aller Dinge aufs wohlthätigste gesorgt sei! daß in diesem Zusammenhange, auch alle eure Schicksale ohne einige Ausnahme, mit ihren Gründen und Ursachen verwebt sind! daß diese Schicksale nicht nur allesammt gut sind, und auf die Beförderung eurer Glückseligkeit abziele! sondern daß sie auch sofort ganz nothwendig und unausbleiblich sich ergeben und in ihrer Wirklichkeit auftreten müssen, so bald ihre Ursachen in dem Laufe der Dinge nur reif, vollständig, und zureichend geworden sind! daß mithin kein einziges, auch nicht das kleinste eurer Schicksale, so auf euer eigenmächtiges Wollen, Bestreben und Wirken beruhe, daß ihr einseitig sein Dasein erzwingen, oder hintertreiben könntet! Denkt doch z. E. einmal an euer Leben! — Ihr seid geboren worden, und steht nun unter der Zahl der lebenden Menschen da! — Hattet ihr euch eure Geburt bestellt, bestimmt, angeordnet? oder die geringste eigene Verfügung darüber getroffen; unter welchen Umständen? wenn? wo? von welchen Eltern ihr geboren werden wolltet? Ist auf irgend eine Weise von eurer Seite ein freier Wille dabei thätig gewesen? Nein. Euer Leben kam euch; euer menschliches Dasein trat in die Reihe der daseienden Dinge ein; ihr kamet auf diesem Schauplatz zum Vorschein, ohne daß ihr darüber befragt worden wäret! In dem großen Zusammenhange aller Dinge waren nun alle Ursachen eurer menschlichen Existenz reif geworden, und zusammengestoßen, und siehe da, nun erschienet ihr auch mit einemmale auf dem Schauplatz! ihr konntet nun nicht nicht länger ausbleiben, und keine fremde Macht konnte euern Eintritt in die menschliche Gesellschaft auch nur um einen Augenblick länger auf- oder zurückhalten, so wenig sie vermögend gewesen war, euch um einen Augenblick früher hervorzubringen! — Und so, wie ihr gestehen müßt, daß ihr ohne alle eure eigene Sorgen und willkürliche Bemühungen gerade so zum Genuß eures Lebens und menschlichen Daseins gelanget seid, wie die Lilie ohne eigene Bewerbungen zu ihrer herrlichen Bekleidung gekommen ist! so müßt ihr auch zugestehen, daß ihr mit allen euern Sorgen und Bestrebungen das Ziel eures Lebens um keinen einzigen Schritt weiter hinaus stecken könnet, als es euch nach dem ganzen Zusammenhange aller Dinge in der Natur bestimmt und

festgestellt ist! Niemand unter euch kann seiner Länge eine Elle zusetzen, sein Leben um eine Minute verlängern, ob er gleich darum sorget. Müsset ihr dies nun in Ansehung eurer größten und wichtigsten Angelegenheiten zugeben; — und was kann es sonst wichtigeres für euch geben, als euer Dasein selbst? — so könnt ihr doch wohl denken, daß eure kleinern Angelegenheiten, Bedürfnisse und alles, was euch von Schicksalen treffen und begegnen soll, in dem großen Zusammenhange aller Dinge noch leichter bedacht, besorgt, angeordnet, und aufs genaueste abgewogen und bestimmt sein werde! dergestalt, daß nichts von dem, was kommen soll, wird ausbleiben, oder zurückgehalten, nichts aber auch von dem, was nicht kommen soll, wird herbeigezwungen werden, nichts auch in einer andern Gestalt und Beschaffenheit wird auftreten können, als es bestimmt war, und der ganze Zusammenhang aller Dinge es zuließ und mit sich brachte! Glaubet mir sicherlich: auch eure Haare auf dem Haupte sind alle gezählt! auch die Schicksale eines so unbedeutenden Theils von euch, als ein Haar ist! sind alle aufs genaueste abgewogen, geordnet, bestimmt, und dergestalt in den allgemeinen Anschlag der ganzen Natur und des Zusammenhangs aller Dinge mit aufgenommen und berechnet, daß kein solches Haar, ohne Ursache und ohne genau bestimmte zweckmäßige Absicht, von euerm Haupte fallen kann und darf! — Ihr werdet wissen wollen, woher denn diese vortreffliche Anordnung in der Natur komme? Dieser wohlthätige und nothwendige Zusammenhang zwischen Ursachen und Folgen, der so vortheilhaft für alle in derselben enthaltene Wesen eingerichtet ist? kurz, woher die ganze schöne Natur, von der ihr ein Theil seid, mit allen ihren Kräften und wohlthätigen Veränderungen ihren Ursprung habe? Allein darauf kann ich euch keine bestimmte und deutliche Antwort geben. Unser menschliches Auge ist zu blöde, als daß es bis auf die Anfangswurzel der Natur, bis auf die erste Quelle, aus welcher der Zusammenhang aller Dinge stammt, bis auf die Ursprungskraft, welche das ganze Triebwerk in Bewegung setzt, dringen und hindurch schauen könnte. Ich sehe auch gar nicht ein, wie dies zur Feststellung eurer Ruhe und Zufriedenheit nöthig und erforderlich wäre? Genug, wenn euch eure Sinne, eure tägliche Erfahrungen, und jede Aufmerksamkeit, die ihr auf euch selbst, oder auf irgend ein andres Wesen in der Natur, sei es auch nur ein Grashalm oder irgend ein kleiner Vogel, verwendet, und mit der ihr die Veränderungen, welche sich mit ihnen zutragen, bemerkt, euch überzeugen, daß jener Zusammenhang durchaus gut, vortheilhaft,

und für alle in der Welt enthaltene Wesen segnend und beglückend sei, daß er ganz unmöglich Unglück und Verderben, sondern vielmehr ganz nothwendig wahre Förderung zum Glücke für euch mit sich führe! Was braucht ihr denn mehr, um alle eure unruhigen ängstlichen Sorgen mit Freuden verabschieden zu können? Auf den Genuß des Guten selbst kommt es bei unsrer ganzen Zufriedenheit doch eigentlich nur an! — Weil ich indessen weiß, daß ihr euch alles so gern versinnlichen möget, daß ihr eurer Phantasie so schwer gebieten könnet und daß diese eure unruhige Phantasie um so viel weniger, je schwächer eure Urtheilskraft noch ist, eher rasten und stille stehen kann und wird, bis ihr nicht ein gewisser Grenzpfahl, der sich gerade für ihr undeutliches Erkenntnißvermögen schickt, vorgesteckt ist: so will ich auch darin eurer Schwachheit auf eine solche Art zu statten kommen, die an sich nnschuldig ist, und in Ansehung aller Beziehungen auf euer Glück und Zufriedenheit unschädlich sein kann. Ihr habt nämlich immer von Jehova gehört. Seht! diesen Begriff müßt ihr ganz und gar fahren lassen. Es giebt kein solches Wesen, als die Vorstellungen von einem Jehova, die wir von unsern Vätern ererbt haben, angeben wollen. Und es hat auch nie einen solchen Jehova gegeben! Daher werdet ihr auch nie hören, daß ich mich auf die Wundergeschichten von seiner Ausführung unsrer Väter aus Egypten mit starkem Arme, von seiner feierlichen Niederkunft auf Sinai, von seiner unmittelbar geführten Regierung über das Volk Israel, und das in meinen Lehrvorträgen berufen sollte! Behüte der Himmel! Alle diese Fabeln können wir mit sammt dem fürchterlichen mosaischen Jehova selbst, denen überlassen, deren Leichtgläubigkeit mit Fabeln geweidet sein will und auch denen, die ihr Interesse dabei finden, Andere damit zu weiden. — Es ist nur zu beklagen, daß aus diesen Legenden so manche überaus schlechte und schädliche Lehrmeinungen erwachsen sind, die in unsrer und aller Juden Herzen so tiefe Wurzeln geschlagen haben, weil sie uns von Kindheit an beigebracht worden sind; an deren Ausrottung wir aber durchaus bei uns arbeiten müssen, weil sie uns hindern, die guten Menschen zu sein, die wir werden können. Ich rechne dahin vornehmlich die thörichte herrschende Einbildung, daß das jüdische Volk ein von der Gottheit aus allen Völkern des Erdbodens besonders auserwähltes Volk sei, das sich außerordentlicher Vorzüge und der eigentlichen Kindschaftsrechte bei derselben ausschließungsweise vor allen übrigen Menschen auf Erden zu erfreuen habe; daß hingegen alle andern Völker, schlechte, verworfene Menschen und als solche anzusehen

seien, die zu keinem Genuß einer wahren Glückseligkeit, sondern blos zum Fluch bestimmt, uud ihrem Werth nach kaum den Hunden gleich zu achten wären! Und ich werde keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, euch wider diesen bodenlosen, unvernünftigen, partheiischen und menschenfeindlichen Wahn aufs angelegentlichste zu warnen. (Matth. 15, 26.) Jetzt will ich euch nur zuvörderst darauf aufmerksam machen, daß wir den alten Begriff von dem Jehova, so elend und verwerfungswürdig er auch an sich ist, doch zu etwas werden brauchen können. Da ihr nämlich durch ihn nun schon einmal an die Vorstellung eines gewissen besondern höhern Wesens, das der Regierer aller Dinge sein soll, gewöhnt seid: so stellet euch, statt jenes schrecklichen Jehovas, lieber einen himmlischen Vater unter demselben vor! Wenn ihr ja zur Erleichterung eurer Vorstellungen über den allgemeinen, wohlthätigen und nothwendigen Zusammenhang aller Dinge in der Natur und den Ursprung desselben den Begriff von einem besondern obern Wesen, von welchem alles herkomme, nöthig habt, so nehmt dies Wesen lieber als durchaus gut, als ein durch und durch väterlich gesinntes Wesen an, von dem seine Geschöpfe nichts zu fürchten haben; als einen Vater! der die Bedürfnisse seiner Kinder kennt, und ihnen mit der weisesten Güte abzuhelfen, eben so willig als vermögend ist. — Diese Vorstellung ist besser, und zur Gründung eurer Ruhe und Zufriedenheit dienlicher, als diejenige von dem fürchterlichen mosaischen Jehova. Jene faßt auch mehr Wahrheit in sich, als diese. Denn, wie ich vorhin schon gesagt habe, so überzeugt euch ja jeder bedachtsamer Blick, den ihr auf euch selbst, und auf die euch umgebenden Dinge fallen laßt, daß die ganze Einrichtung der Natur und aller Veränderungen, die in ihr vorgehen, durchaus gut, vortheilhaft und wohlthätig sei! — Euer Leben ist euch, ohne euer eigenmächtiges Zuthun, gegeben! Das Gras auf dem Felde wird, ohne sein Zuthun, so herrlich bekleidet; die Vögel des Himmels werden aus einem allgemeinen Magazine, wozu sie kein Körnchen beigetragen haben, umsonst verpflegt! u. s. w. Das sind ja alles keine schädliche, sondern offenbar wohlthätige Verfügungen und Einrichtungen!"

„Allein, wenn wir uns einen solchen himmlischen Vater vorstellen, so müßt ihr nie vergessen, daß das eine bloße Vorstellung ist, die wir uns machen, und bei der wir also gar nicht sagen können, daß der Gegenstand derselben auch wirklich so, außer uns, da sei, wie ihn diese unsre angiebt! Nein. Wir machen uns diese, von einem guten menschlichen Vater hergenommene bildliche Vorstellung nur blos deßwegen,

weil unsre Phantasie doch nun einmal ein gewisses Ziel haben will, woran sie sich, ihrer Meinung nach, festhalten könne. Wir machen sie uns nur blos darum, um es zu verhindern, daß diese unsre Phantasie durch ihre Unruhen das stille Vertrauen, die frohe Hoffnung, und die ruhige Zufriedenheit bei uns nicht störe und unterbreche, die die Vernunft eigentlich nur auf die Ueberzeugung gründen kann: daß alle Dinge in der Welt als Ursachen und Folgen in dem nothwendigsten Zusammenhange stehen, in einem Zusammenhange, der so fest und unauflöslich ist, daß auch wir mit unsern Schicksalen keineswegs demselben entfallen können, und der zugleich, wie uns die tägliche Erfahrung und jede bedachtsame Aufmerksamkeit lehrt, so wohlthätig für alle Wesen ist, daß auch wir ganz gewiß durch unser ganzes Dasein hindurch nichts von eigentlichem Verderben und Unglück für uns zu fürchten haben, sondern vielmehr einer ununterbrochenen Förderung unsrer wahren Vollkommenheit und Glückseligkeit gewiß sein können! Ihr sehet hieraus leicht, meine Freunde, daß also auch alle eigentliche, bestimmte Verehrungen dieses himmlischen Vaters, alle eigentliche Gottesdienste und heilige Andachtsübungen, womit ihm die Menschen aufwarten wollen, sehr müßige Geschäfte sind! Was heißt es denn: Einer gewissen bildlichen Vorstellung, die ich in meinem Kopfe habe, und die ich willkührlich an die Stelle des mir völlig unbekannten zureichenden Grundes der Welt setze, zu Ehren, Tempel und Altäre bauen und schmücken? ihr gewisse feierliche Dienste und Verehrungs-Ceremonien anordnen und abstatten? — Läßt sich dabei auch etwas denkeu? Die Juden, wie ihr wißt, streiten sich mit den Samaritern darüber, daß Jene behaupten: die Gottheit müsse im Tempel zu Jerusalem, Diese hingegen, sie müsse auf dem Berge Garizim bei Sichar angebetet werden! — Wie unnütz ist dieser Streit? wenn ihr bedenkt, daß das, was Gott genannt wird, blos eine Vorstellung sei, die sich die Menschen machen, und von der durchaus kein Beweis geführt werden kann, daß sie auf ein wirkliches, und in der Art, wie diese Vorstellung es angiebt, außer dem Menschen existirendes Wesen passe und zutreffe? Wollten die Menschen also durchaus ein Etwas, das blos in ihrer Vorstellung, die sie sich davon machen, sein idealisches Dasein hat, anbeten, so sollten sie es doch nicht außer sich, in irgend einem Tempel suchen! Sie können es ja sonst nirgends finden, als bei sich selbst! — Gott ist ein Geist, und die ihn einzige mögliche Ort, wo eine solche Anbetung, wenn es doch einmal angebetet sein soll, noch mit der möglichsten Wahrheit geschehen kann, weil die Vor-

stellung, die Idee, der die Anbetung gilt! — nicht außer ihnen, sondern in ihnen existirt. Aller äußerlicher Gottesdienst ist also, wie gesagt, eine sehr müßige Beschäftigung. Das Wesen der Sache kommt einzig und allein darauf an, daß wir von der vorhandenen guten Einrichtung der Welt, auch die unfehlbare Entwickelung unsrer Schicksale zu unserm Glücke mit Sicherheit erwarten können. Von diesem Vertrauen, von dieser Erwartung, und der daraus herstammenden Ruhe und standhaften Zufriedenheit, wünsche ich, meine Freunde, daß sie feste Wurzeln in euern Gemüthern schlagen mögen, um euch in den Stand zu setzen, die Tage eures menschlichen Lebens ohne unnütze ängstliche Sorgen und Bekümmerniß froh zu durchleben. Und wenn ihr ja, an Anbetungen gewöhnt, eine Formul haben wollt, die euch ein Ermunterungs- und Erweckungsmittel sei, dies Vertrauen und diese Zufriedenheit in euch von Zeit zu Zeit immer wieder zu verneuen, und euch die trostreiche Wahrheit im Andenken zu erhalten: daß alle eure Schicksale zu euerm Besten gewählt und bestimmt sind, sie auch in ihrer nothwendigen Folge so nach einander eintreten werden, wie es euer Glück erfordert! — eine Formel, die meinem, euch gegebenen Unterrichte sowohl, als auch eurer noch vorhandenen Schwachheit, und eurer von Vorurtheilen immer noch sehr bedrückten und gepreßten Vorstellungsart möglichst angemessen ist: wenn ihr, sage ich, eine solche Gebetsformel haben wollt, so will ich euch wohl eine dergleichen geben. — Wenn ihr also beten wollt, so sprechet: Unser Vater, der du bist im Himmel! u. s. w." — — —

So dachte, sage ich, Jesus unstreitig über den Artikel von der Gottheit! Und so konnte er auch nur als ein echter Philosoph darüber denken! Denn, welches ist der einzige, mögliche, vernünftige Begriff, den man mit dem Worte Gott verbinden kann? Wahrlich doch kein andrer, als, daß man mit diesem Worte den zureichenden Grund der Welt bezeichnen will! — Aber wo liegt derselbe? worin besteht er? Hier steht unser Verstand bei dem allgemeinen metaphysischen Begriff stockstille, und kann mit der Anwendung desselben auf irgend ein Subjekt oder Ding, es sei, was es wolle, auch nicht um ein Haar breit weiter schreiten, weil es unsern Sinnen unmöglich ist, in das Innere der Natur zu dringen; schlechterdings unmöglich ist, daß wir auch nur eine auf der Oberfläche der Natur wirkende, ihr zugehörige Kraft erforschen, geschweige gar, daß wir diese Natur bis auf eine etwanige primitive Ursprungskraft anatomiren, und diese unter das Mikroskopium sollten fassen können! Der Philosoph bleibt also bei dem trockenen

metaphysischen Prinzipio des zureichenden Grundes stehen, und bekümmert sich im mindesten nicht weiter darum, was nun dieser zureichende Grund sein möge? Er findet auch sonst gar keinen Beruf und keine Nothwendigkeit für sich, an die Gottheit denken zu dürfen oder zu müssen, als, insofern er Metaphysiker ist. Eben so wenig kennt er irgend eine andere Beziehung und irgend ein andres Verhältniß, in welchem er mit der Gottheit stehen, oder kommen, oder auf irgend eine Art mit derselben etwas zu schaffen haben könnte, als, die einfache Beziehung und das einsame Verhältniß, in welchem jene, als der zureichende Grund von ihm; und er, als die nothwendige und unausbleibliche Folge von jener, anzusehen ist! Dies Verhältniß ist absolut nothwendig und unveränderlich. Es kann nicht erweitert, nicht verengert, nicht aufgehoben, und auf keine mögliche Weise auch im mindesten Theile nicht, verändert werden. Sobald sein zureichender Grund da war, und fortfährt für alle seine jedesmalige veränderte Beschaffenheiten da zu sein, so war und ist er als nothwendige Folge desselben, auch da: und keines kann auch ohne das andre bestehen oder vergehen. Das Dasein der Gottheit hängt also von seinem Dasein eben so nothwendig ab, als umgekehrt das Dasein des Philosophen vom Dasein seiner Gottheit: und eins ist, von dem andern getrennt, Chimäre. So denkt sich, sage ich, der Philosoph die Gottheit oder den zureichenden Grund der Welt in dem einzigen nothwendigen und unveränderlichen Verhältnisse mit der Welt oder den Theilen derselben, und nun kann man leicht urtheilen, mit welchem Mitleiden und Achselzucken er auf ein Lehrgebäude hinsehen muß, welches nicht nur die Möglichkeit einer Trennung der Menschen von der Gottheit oder ihrem zureichenden Grunde, behauptet; sondern es auch als eine wirkliche Thatsache lehrt, daß die Menschen sich von ihrem zureichenden Grunde losgemacht, die Verbindung mit ihm aufgehoben, ihm den Krieg angekündigt, und dadurch seinen Zorn zu ihrem Verderben über sich gereizt hätten? auf ein Lehrgebäude, welches den zureichenden Grund eines Mißfallens an seinen Folgen, die Menschen, fähig hält? ihn, auf der einen Seite mit Straf- und Rachlust gegen dieselben bewaffnet, und auf der andern Seite wieder in tausendmüßigen Bemühungen und Anstalten geschäftig sein läßt, die Menschen, diese seine, ihm entlaufenen Folgen, wieder an sich zu locken, und sie zu bewegen, daß sie das zerrissene Band wieder knüpfen, ihre Feindschaft gegen ihn aufheben, und sich mit ihm wieder vereinigen mögen? ein Lehrgebäude, welches es den Menschen zur Pflicht macht, vor ihrer

Vorstellung vom zureichenden Grunde, die sie in ihrem Kopfe beherbergen, niederzufallen? sie anzubeten? sie wegen ihrer Abtrünnigkeit um Gnade und Vergebung anzuflehen? ihr Besserung und künftigen Gehorsam zu versprechen? sich von ihr wieder gebären und rechtfertigen zu lassen — — Doch, — der Kopf fängt mir schon an in der Runde herumzugehen. Ich muß eilen, und diesen Irrsaal, wo die Verwirrung leibhaftig thront, ohne mich umzusehen, mit schnellen Schritten verlassen, wenn ich noch meinen gesunden Menschenverstand, dies edelste Kleinod, was ich, Dank sei es meinem zureichenden Grunde! habe, retten, und ihn der Gefahr, von diesem Strudel verschlungen zu werden, entreißen will!

Man wird sich in der Welt nach gerade bald über alle übrige Ketzernamen verglichen, ihnen das gehässige Kleid, das sie sonst trugen, ausgezogen, und sich überzeugt haben, daß der Arianer, Socinianer, Naturalist, Deist rc. nicht die gefährlichen Bürger sind, für die man sie sonst ausschreien wollte; und daß sie, ihrer abweichenden Meinung ohngeachtet, doch immer Menschen bleiben, denen wir unsre Achtung und Liebe ohne Ungerechtigkeit nicht versagen können. Aber das Wort und der Name, Atheist, kann diese Nachsicht noch nicht für sich finden! Mit einem Gottesverleugner, denkt man, kann kein Friede gestiftet werden. Den muß man fliehen, hassen, verabscheuen, verfolgen, wo, und so viel man nur kann! Vor dem Atheisten muß man alle Welt warnen: denn es ist unmöglich, daß er ein guter Bürger, ein gehorsamer Unterthan, ein treuer Freund, ein redlicher Vater, mit einem Worte, ein Mensch sein könne, bei dem sich die Gesellschaft auch nur einen Augenblick sicher halten könnte! u. s. w. — Wenn wird doch die Zeit kommen, daß den blinden und unverständigen Schreiern auch diese Schuppe von den Augen fällt? Wenn werden sie sich doch nur das Herz nehmen, dem Atheisten einmal erst recht ins Gesicht zu sehen, um den Menschen doch nur erst recht kennen zu lernen, über den sie so blindlings und mit halb rasender Wuth das Kreuzige! Kreuzige! rufen? — Was ist denn ein Atheist für ein Ding? Wer ist es? Und worin besteht denn der Atheismus? Das sind doch Fragen, die man sich erst zu beantworten, und über die man sich erst deutliche Begriffe zu verschaffen suchen sollte, ehe man über eine Sache, die man nicht versteht, und über Menschen, die man nicht kennt, wild in den Tag hineintobt!

Wer nur eines halben Nachdenkens fähig ist und auf das, was die lauteste Erfahrung ihm zuruft, die kleinste Aufmerksamkeit verwendet,

dem muß sich gleich die doppelte Ueberzeugung aufdringen: 1) daß es unter allen Menschen, die je gelebt haben, noch leben, und leben werden, nie einen wahren Atheisten, im strengsten Verstande des Worts genommen, gegeben habe, noch geben könne! 2) daß zu gleicher Zeit alle Menschen, ohne einige Ausnahme, so bald sie nur nur dem Arm ihrer Wärterin und der Wiege der Kindheit entlaufen sind, verhältnißmäßige Atheisten gegen einander werden, es schlechterdings sein, und bis an ihren Tod bleiben müssen! Es ist eine kinderleichte Sache, sich von der Wahrheit sowohl des einen, als des andern Satzes zu überzeugen.

Ich sage ernstlich: Kein einziger Mensch ist im allerstrengsten Verstande ein Atheist. Ich setze hier, und wie ich denke, mit Recht, und dem allgemeinen Urtheil aller Vernünftigen gemäß, voraus, daß man unter der Gottheit nichts anders, als den zureichenden Grund der Welt, verstehe? — Nun ist die menschliche Vernunft die Fähigkeit, den Zusammenhang der Dinge einzusehen: folglich ist sie vermöge ihrer eigenen Natur, die sie hat und nur haben kann, gezwungen, bei allen Dingen, die da sind, und bei allen Ereignissen, die sich in der Welt zutragen, Ursachen anzunehmen und vorauszusetzen, aus welchen diese Dinge und Veränderungen entstanden sein müssen! Sie mag diese Ursachen kennen, oder nicht kennen, sie mag die wahren errathen, oder sich falsche einbilden, das ist uns hier gleich gut. Genug, so bald der Mensch auch das ihm fremdeste und unerwarteteste Ding, wovon er gar nicht weiß und wissen kann, wo es hergekommen sei, kennen lernt, so kann er sich des Gedankens nicht erwehren: es muß doch irgend woher kommen! Ich sage, die ganze Natur des menschlichen Verstandes und der menschlichen Vernunft selbst, bringt es schon durchaus mit sich, daß der Mensch bei allen daseienden Dingen, auch gewisse Ursachen, woher sie stammen, voraussetzen muß! und es ist unsrer Denkkraft platterdings und absolut unmöglich, sich das Entstehen einer Sache aus Nichts, oder, aus der Abwesenheit aller Ursachen denken, oder irgend eine wirkliche Realität aus einer leeren Negation herleiten zu können? So bald ein Kind nur lallen kann, so liegt ihm auch fast bei allen Dingen, die es sieht, hört, riecht, schmeckt oder fühlt, und die irgends seine Aufmerksamkeit besonders an sich ziehen, immer die Frage auf den Lippen: wo kommt denn das her? Und je nachdem es mehr, als ein andres Kind, mit einer glücklichen Anlage zur Vernunft geboren ist, so treibt es oft den Erwachsenen mit seinen fortgesetzten Fragen nach den immer höher hin-

aufsteigenden Ursachen so weit, daß dieser endlich selbst auf die Grenze seiner eigenen Kenntniß darin zu stehen kommt. Mithin, sage ich, wenn unter dem Worte, Gottheit, nichts sonst, als der zureichende Grund von den Dingen, die da sind, vernünftiger Weise nur verstanden werden kann? und wenn also der Atheist im strengsten Verstande, der Mensch sein müßte, der es wahrhaftig glaubte und sich überzeugt hielte: daß alle daseienden Dinge aus Nichts entstanden wären; oder, daß sie keine Ursachen, keine zureichenden Gründe ihrer Wirklichkeit und ihres Daseins hätten? so sieht ein Jeder leicht, daß es einen solchen Menschen, einen solchen absoluten Atheisten nie geben könne, auch nie gegeben habe, und nie werde geben können, so lange ich ihn mir als einen gesunden Menschen denken, und so lange die menschliche Denkkraft ihre Natur behalten, und dasjenige bleiben soll, was sie ist! Und die Erfahrung stimmt auch damit überein. Es hat noch nie einen Menschen oder Atheisten gegeben, der von irgend einem daseienden Dinge es im Ernst behauptet hätte, daß es keinen zureichenden Grund habe! Selbst der ärgste Fatalist, der alles von einem blinden Zufall und Ohngefähr herleiten will, nimmt doch diesen finstern Abgrund, dies Gewebe des blinden Zufalls und Ohngefährs selbst als den zureichenden Grund dessen, was da ist, an!

Der andre Satz: daß ein jeder erwachsener Mensch, in Vergleichung gegen einen jeden andern Menschen, verhältnißmäßiger Atheist sei, ist eben so einleuchtend. Denn, wenn schon alle Menschen, Menschen sind, d. h. wenn sich schon dasjenige, was zur menschlichen Natur überhaupt nothwendig gehört, bei ihnen allen befindet; wenn dem zufolge also auch ein Jeder, nach dem ihm zu Theil gewordenen Grade vom Menschenverstand, einen zureichenden Grund von dem, was da ist, überhaupt annimmt und annehmen muß: so müssen doch die Menschen, als Individua betrachtet, um des erstaunlichen Unterschiedes willen, der sich in ihren einzelnen Naturen befindet, und der nicht zwei Menschen denselbigen Menschen sein läßt; ich sage, sie müssen in den einzelnen, näheren, und besondern Vorstellungen, die sie sich von dem zureichenden Grunde oder der Gottheit machen, Alle von einander abgehen. So lange von einem Resultate die Rede ist, das aus der allgemeinen Stimmung und dem Character der menschlichen Natur überhaupt hervorspringt: so müssen auch alle Menschen schlechterdings auf dem Wege der vollkommensten Uebereinstimmung darin gefunden werden. Daher nehmen sie auch Alle von den daseienden Dingen einen zureichenden

Grund überhaupt an. Sobald es aber ins Einzelne, ins Besondere geht; sobald nicht mehr von der Menschheit überhaupt, sondern von den einzelnen Menschen selbst die Rede ist, so muß auch dasjenige, was hier bei einzelnen Menschen statt findet und gefunden werden kann, schlechterdings von demjenigen mehr oder weniger verschieden sein, was sich, derselbigen Art, bei einem Andern befindet und bei ihm angetroffen wird. Der Character der besondern Natur muß sich auch in alle Vorstellungs- und Handlungsarten des einzelnen Menschen abdrücken, und dadurch von dieser Seite, eine vollkommene Uebereinstimmung, auch nur zweier Menschen, ewig unmöglich bleiben lassen. So lange also nicht alle Menschen zu einem einzigen einzelnen Menschen, der also auch nur seinen einzelnen Kopf hat, zusammengeschmolzen werden können, so lange ist auch an eine Vereinigung, an eine Uebereinstimmung, an eine Identität ihrer besondern Begriffe vom zureichenden Grunde, oder von der Gottheit in Ewigkeit nicht zu denken. — Die wahre Uebereinstimmung bleibt also nur einzig und allein in dem allgemeinen Begriff vom zureichenden Grunde überhaupt unter ihnen möglich. Bis auf diesen allgemeinen Begriff geht auch eigentlich nur die Vernunft. Weiter und über denselben hinaus wagt sich blos die Phantasie des Menschen. Man kann sich leicht überzeugen, daß die Vernunft an jener Grenze durchaus stehen bleiben muß, und den allgemeinen Begriff von dem zureichenden Grunde sich nicht in seine einzelnen Theile oder Vorstellungen auflösen kann: denn, der ganze zureichende Grund von meinem Dasein kann nie ein Gegenstand meiner Sinne werden, weil er zu viele Dinge in sich begreift und einen zu weiten Umfang hat, als daß mein Auge oder irgend ein andrer Sinn alles, was dazu gehört, fassen könnte! Meine Eltern, und alle die Dinge, die um mich her zu meiner Erhaltung beitragen, sind nur Theile meines zureichenden Grundes. Zu meinem zureichenden Grunde gehört alles, was da ist, es mag in einer nähern, oder in der entferntesten Verbindung mit mir stehen, gehört die ganze ewige und unendliche Verkettung aller Ursachen und Folgen; das ganze unermeßliche All! Und wenn es außer diesem All noch Millionen Dinge oder Wesen geben könnte, so würden auch sie alle, den zureichenden Grund meines Daseins ergänzen helfen; wenn ich gleich keinen Sinn für ihre Bemerkung hätte, auch keinen Namen aufzutreiben wüßte, mit dem ich sie bezeichnen könnte. Und denselbigen Umfang hat auch der zureichende Grund des kleinsten Sandkorns. Ich sage also nochmals: wenn nicht von unzureichenden Gründen, oder von einzelnen Theilen des zureichen-

den Grundes, sondern vom zureichenden Grunde selbst in seinem ganzen Umfange die Rede ist: so geht die Vernunft keinen Schritt weiter in irgend einer nähern Bestimmung desselben, als der blos allgemeine Begriff überhaupt angiebt. Sie bleibt bei demselben stock stille stehen, und begnügt sich nur blos, die einzelnen Theile desselben, so, wie sie stückweise ein Vorwurf unsrer Sinne werden, näher zu beleuchten, kennen zu lernen, und zu beurtheilen. — Aber mit einer solchen Grenze kann die Phantasie nicht zufrieden sein! Diese muß schwärmen, und einen unbegrenzten Spielraum haben. Und je weg- und stegloser die Wüsten sind, desto lieber schweift sie in denselben umher, denn sie kann sich nirgends verirren; weil sie nirgends zu Hause gehört. Die Phantasie putzt sich also den zureichenden Grund, den die Vernunft nur dem Namen und dem allgemeinen Begriff nach kennt, vollständig aus: und je nachdem sie bei dem einen Menschen lebhafter und kunstreicher ist, als bei dem andern, so erhält auch die Vorstellung des zureichenden Grundes, die sie zusammensetzt, eine förmlichere, oder unförmlichere, eine einfältigere oder reizendere Gestalt. Und wenn sie gar die Attribute von den Menschen, als den ihr bekannten vornehmsten Wesen auf Erden, entlehnt, sie in unendlichen und unaussprechbaren Größen hinauf multiplicirt, und dann ihre Gottheit damit bekleidet hat: so ist das das der höchste Schwung, den sie mit ihrer Kunst hat nehmen können, so glaubt sie nun alles mögliche, was nur gefordert werden kann, gethan zu haben, und mit dem größten Rechte erwarten zu dürfen, daß auch selbst die Vernunft nun keinen weitern Anstand nehmen werde, vor dieser ihrer Gottheit niederzufallen, sie als den Schöpfer und Regierer der Welt anzubeten, und sich ihrer Gnade für die jetzigen und alle zukünftigen Zeiten zu empfehlen. So, sage ich, rühren also alle nähern Bestimmungen des zureichenden Grundes, oder alle Theologien und theologische Systeme, so viel es derselben in der Welt gegeben hat und noch giebt, nicht von der Vernunft, sondern von der Phantasie her, und so bildet also die Phantasie eines jeden Menschen, ihm seinen eigenen, besondern Herr Gott! der bald mehr, bald weniger mit eines andern Menschen seinem gemein hat, je nachdem die Charactere und Stimmungen der einzelnen Naturen dieser Menschen selbst sich einander mehr, oder weniger, in der Aehnlichkeit nahe kommen! — Und wenn wir nun hiezu nehmen, daß ein jeder Mensch, aus Vorliebe zu sich selbst, seine Privatvorstellungen, die ihm seine Phantasie von der Gottheit gesponnen hat, für die allein wahren, die fremden eines Andern aber, gegen die seinigen, gerade zu für falsche

hält, und erklärt: so ist uns mit einem Male das Räthsel aufgelöst; wo alles jämmerliche Geschrei über Atheisten, und Atheismus herkomme. Ein jeder Mensch nämlich ist dem Andern ein Atheist, weil seine Phantasie, die von der Phantasie des Andern verschieden ist und sein muß, ihm auch seinen eigenen besondern Herr Gott bildet, der von dem Gott des Andern verschieden ist. Ein jeder Mensch ist also in Absicht auf den Gott seines Nebenmenschen ein Gottesverleugner! Daher belegten sich auch in alten Zeiten die Heiden und Christen wechselsweise mit dem Namen, Atheisten! Daher wurden Luther und Melanchthon, von den Katholiken in öffentlichen Schriften als Atheisten angegeben! Daher zählte Mersennus, allein in der Stadt Paris, im Jahre 1622, mehr, als 50,000 Atheisten! Daher alle übrigen entsetzlichen Verzeichnisse von Atheisten, die so viele Ketzerrichter zusammengezählt haben! Ich kann noch mehr sagen: der nämliche Mensch ist sich, wenn man verschiedene Zeitpunkte seines Lebens, und die Veränderungen, welche er in seinen Vorstellungen leidet, gegen einander vergleicht, unaufhörlich selbst Atheist. Ein Jeder frage sich selbst, ob er den alten Gott, oder die alten Vorstellungen von Gott noch habe, die er in seiner frühern Jugend von diesem Gegenstand gehabt hat? Wir sammeln täglich neue Begriffe ein. Unsre Erkenntniß modificirt sich also beständig; und unsre Idee von der Gottheit muß alle diese Veränderungen und Abwechselungen mit leiden. Unsre Phantasie wird mit der Ausbildung dieses ihres Geschöpfs nie fertig. Bald nimmt sie etwas ab, bald setzt sie etwas neues hinzu; bald verfeinert, bald vergrößert sie daran: kurz, die Gottheit befindet sich bei ihr, so wie alle ihre übrigen Werke, die sie unter Händen hat, in einer beständigen Wiedergeburt, in der sie alle Augenblicke neue Gestalten annehmen muß. Kaum haben wir einen Gott bei uns auf den Thron erhoben, so finden wir schon wieder etwas an ihm zu tadeln. Wir setzen ihn also ab, und huldigen einem neuen. Wir werden uns also unzählig oft selbst Gottesverleugner oder Atheisten!

Allein, wird man sagen: Es ist wahr, daß, nach dieser, ein jeder Mensch in verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens sich selbst Atheist ist; es ist wahr, daß er es einem jeden andern Menschen beständig und unausgesetzt ist; es ist ferner auch begreiflich, daß dieser verhältnißmäßige Atheismus so lange nothwendig unter den Menschen wird fortdauern müssen, als diese es ihrer Phantasie erlauben werden, mit dem Begriff, vom zureichenden Grunde zu spielen. Bei dem allen aber ist es doch sonderbar und auffallend, daß die Menschen weder sich selbst,

noch gerade zu einen jeden andern Menschen einen Atheisten zu nennen pflegen? sondern mit diesem Namen nur gewisse einzelne Personen belegen. Woher rührt dies? und welches ist also der unterscheidende Charakter derer, die im engern Verstande Gottes-Verleugner genannt werden? Wir wollen auch hierauf die Antwort nicht schuldig bleiben: und die Erfahrung selbst soll uns für die Richtigkeit derselben die Gewähr leisten.

Wir haben oben gesehen, daß, sobald die Phantasie der Menschen über die Ursachen der Dinge zu brüten angefangen hatte, und nun daraus Götter zum Vorschein gekommen waren, sich auch gleich solche Personen fanden, die die Aufwartung bei diesen Göttern übernahmen, und sich zu Cabinetsministeru derselben angaben. So verschiedentlich nun auch die Phantasien dieser Gottesdienerschaft selbst über ihren Vorwurf schwärmten: so fanden sie es doch ihrem Interesse gemäß, sich wenigstens über gewisse einzelne Worte und Charaktere zu vereinigen, die sie überhaupt der Gottheit beilegen, und mit welchen sie sie bezeichnen wollten: weil ihre Absicht, sich nemlich das Volk zu unterjochen! sonst unmöglich hätte erreicht werden können; wofern sie selbst keinen Schein von Einigkeit unter sich behauptet, und dadurch einem jeden Andern auch die Freiheit gelassen hätten, sich nach seiner Willkühr seinen eignen Herr Gott zu bilden. Zwar konnte diese Eintracht in weiter nichts, als blos in gewissen Formeln und Worten, insofern diese bloße äußerliche Zeichen und Luftschalle sind, bestehen: denn die Begriffe, welche ein Jeder damit verband, waren, um der Natur des Menschen willen, über allen Zwang und über alle Gefahr und Möglichkeit der Unterjochung erhoben; so wie sie es auch noch sind, und immer bleiben werden. Allein das that auch nichts. Wenn nur ein gewisses Schiboleth da war, das ein Jeder im Munde führte, so war das Band genug, um die zu jener Absicht erforderliche Vereinigung zu stiften. Aber eben darum mußte auf diese Wortzeichen, auf dies Schiboleth, auch desto eifriger gehalten, und alle Verändrungen und Abweichungen davon mußten desto schwerer geahndet werden: weil es nur die einzige Unterlage war, die man dem Gebäude der Hierarchie geben konnte. Zwar wurde das Reich dennoch oft mit sich selbst uneins. Es traten von Zeit zu Zeit Männer auf, die ein anderes Schiboleth antönten. Aber alsdann erfolgten auch die schrecklichsten Auftritte. — Sie sind Allen bekannt, jene bittern Religionskriege! die die grausamsten unter allen Kriegen gewesen sind, und das meiste Menschenblut vergessen haben!

Bei diesen Kriegen kam es denn endlich, wie bei allen Kriegen, darauf an, welche Partei die Oberhand behielt? um ihr Schiboleth geltend zu machen. So siegten zu Constantius Zeiten wechselsweise, bald die Arrianer, bald die Homousianer: und dann war die übrige Welt auch jedesmal bald arrianisch, bald homousianisch! bis es endlich den Homousianern gelang, Jenen eine totale Niederlage beizubringen, und so mit den Waffen in der Hand, den Glauben an die Gottheit Christi, und an eine göttliche Dreieinigkeit, in die Welt einzuführen und geltend zu machen! diesen Glauben, auf welchen der Bischof Alexander zuerst verfalleu war! Ueberdieß wurden, wenn dergleichen Zerrüttungen entstanden waren, von Zeit zu Zeit Concilia gehalten: in welchen die Priesterschaft das, durch jene Kriege und Streitigkeiten zerlumpte und zerlappte Symbolum wieder flickte und ausbesserte. Dadurch erhielt dasselbe natürlicher Weise immer eine veränderte Gestalt. Und weil diese Flickerei und Ausbessrung so oft nothwendig ward, auch so vielerlei Hände damit beschäftigt waren: so geriethen bald die Concilien selbst unter sich in Streit; und das Eine riß oft den Lappen, den ein Andres aufgesetzt hatte, wieder herunter und heilte den Schaden nach seiner Manier zu. Daraus entstand endlich eine Vervielfältigung der Symbolen selbst: und jenachdem es den Erfindern und Vertheidigern derselben gelang, sich unter dem unwissenden Haufen Partei zu machen, und für ihre Götzen viele Anbeter zu gewinnen: so theilten sich die Menschen auch in immer mehrere einzelne gottesdienstliche Gesellschaften, von denen sich eine jede das Prädicat der wahren Kirche zueignete. Aber auch keine dieser wahren Kirchen ist eine unfruchtbare Mutter geblieben. Jede hat unzählige Mal wieder geschwärmt, und neue kirchliche Colonien mit neuen Symbolen aus sich geboren: von denen sich einige leichter, andre schwerer haben etabliren und erhalten können, jenachdem sie stärker, oder schwächer am Volke gewesen, und sich also mehr, oder weniger Ansehen und Platz unter den übrigen haben machen können. — Und wie war es auch anders möglich: als daß nicht ein Band, das aus bloßen Wortzeichen bestand, wobei alle Uebereinstimmung der Begriffe fehlte, alle Augenblicke hätte reißen müssen? und noch reißen muß? — In der bekannten Revolution des sechszehnten Säculi stieß die sogenannte christliche Mutterkirche zwei neue Hauptschwärme von sich aus. Hierdurch entstanden mit einem Male wieder aus einer wahren Kirche drei derselben, deren Jede ihr eigenes Schiboleth, oder ihren besondern Herr Gott hatte. Diese letztern stritten sich lange um den Vorzug: bis endlich im

Westphälischen Friedensschlusse ihr Streit dahin entschieden wurde, daß sie im Römischen Reiche alle Drei einen gleichen Rang haben, und forthin ruhig und friedlich in Collegialischer Freundschaft mit einander leben sollten! So sehr nun zwar diese drei wahren Kirchen sich in ihren theologischen Grundsätzen einander widersprechen; so verschieden auch ihre öffentlichen Schiboleths lauten; so sehr sie sich auch seit der Zeit immer wieder anders modificirt, und metamorphysirt haben, und noch in immerwährenden neuen Wiedergeburten begriffen sind, und begriffen bleiben: so dürfen sie sich doch ihrer groben Abweichungen von einander wegen, höchstens wohl freundschaftlich unter einander verketzern, keineswegs aber als gegenseitige Atheisten feindselig verfolgen! weil, wie schon gesagt, jenes Münstersche Patent ihren Gottheiten einen durchaus gleichen Rang zugesichert hat. Ueberdies haben sie selbst einen gewissen Zug und Laut des alten Schiboleths ihrer Mutterkirche mit gemeinschaftlich hinübergenommen und beibehalten, der ihnen noch eine Art von Band zu sein scheint, das sie auf gewisse Weise und wenigstens in einem Punkte noch, in Verbindung und Uebereinstimmung halte. Dieser gemeinschaftliche Laut besteht darin: daß sie Alle einen von der Welt geschiedenen, unabhängigen Geist annehmen, der den zureichenden Grund seines eigenen Daseins in sich selbst verschlossen halte, außer sich aber der zureichende Grund der Welt sei. Einen Geist! der zu gleicher Zeit einfach, und dreifach sei; ohne jedoch um seiner Dreifachheit willen, weniger einfach; und um seiner Einfachheit willen, weniger dreifach zu sein! Zwar weiß kein einziger von ihnen Allen, was er sich bei diesem Wörterkram gedenken oder welchen möglichen Begriff er damit verbinden soll? Kein Einziger weiß anzugeben, was ein Geist ist? Und wenn auch den Meisten ihre Phantasie zu Hülfe kommt, diese Leere mit ihren Bildern auszufüllen, so sind sich doch wieder diese Vorstellungen so entschieden, so äußerst unähnlich, so geradezu widersprechend: daß im Grunde in der ganzen Welt kein ärgerer und tollerer Atheismus gefunden werden kann, als unter denen stattfindet, die mit inbrünstiger Andacht einen obersten Geist gemeinschaftlich bekennen und anbeten! Hier stellt sich der Eine unter einem Geiste etwas luftiges; der Andre, etwas durchsichtiges; der Dritte etwas flatterndes; der Vierte einen Hauch, oder Wind; der Fünfte, eine schwebende Taube; der Sechste, einen Punkt; und was sonst alles? darunter vor. Die Klügsten unter ihnen gestehen es frei, daß sie sich gar nichts dabei gedenken und gedenken können. Allein darauf kommt es auch gar nicht an. Ob das Wort Geist eine

Bedeutung habe, oder nicht? und welche, sich noch so sehr widersprechende Bedeutungen es auch sein mögen, die ihm die verschiedenen Bekenner unter einander in ihrem Gehirn beilegen? ob überhaupt ein möglicher, gesunder Begriff damit verknüpft werden könne? — An dem allen, sage ich, ist gar nichts gelegen! Das thut nichts zur Sache! Es kommt hier gar nicht auf Begriffe an; nein, es kommt lediglich auf das nackte, leere, bedeutungslose Wortzeichen, Geist, an. Schreibt dies Jemand auf seinem Schilde, das er von seinem Bekenntniß eines zureichenden Grundes aushängt! so ist er ein Verehrer des wahren Gottes, den die drei wahren, autorisirten Kirchen gemeinschaftlich anbeten: und er ist, trotz dem, daß er sich entweder gar nichts dabei denkt, oder die ungereimteste Vorstellung damit verbindet, dennoch kein Atheist! — Auch muß man vielen Gliedern jener wahren Kirche es nachrühmen, daß sie großmüthig genug sind, sich von dem dreifachen Geiste, allenfalls, zwei Dritttheile abdringen, und ihn blos zu einem einfachen Geist simplificiren zu lassen! Das, sage ich, lassen sie sich allenfalls auch noch gefallen. Und man muß es bekennen, es ist wahrhaftig sehr viel; zwei volle Dritttheile von seinem Herr Gott aufzuopfern! und sich mit dem verstümmelten Ueberbleibsel genügen zu lassen! Indessen ist doch nur das dreifache daran verloren gegangen; und es bleibt doch immer noch, bei aller erlittenen Reduction, ein Geist übrig. Und auf dies Wort kommt die Hauptsache an. Wer, wie gesagt, dies Zeichen auf seinem Schilde setzt, der ist ein echter Bruder! es mag dann auch in seinem Hause selbst, mit seinen Begriffen darüber aussehen, wie es wolle? — Wagt es aber irgend Jemand, von diesem Losungsworte abzugehen? und statt desselben, auf seiner Tafel des Bekenntnisses vom zureichenden Grunde, ein andres Wort zu setzen, wobei er sich doch noch etwas denken zu können glaubt? so ist Dieser alsdann der eigentliche, offenbare, und erklärte Atheist im strengen Verstande; der von allen Geistanbetern dafür angesehen, gehaßt, verabscheut und verfolgt wird! —

Ich kann mich hier unmöglich enthalten, mich mit Herrn Moses Mendelsohn noch einmal ausführlich einzulassen. In seiner Schrift, Jerusalem rc. macht er die bittersten und gehässigsten Ausfälle auf den Atheisten. Er versichert, daß die Atheisterei den Grund untergrabe, auf welchem die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruhe, und räth daher jeder bürgerlichen Gesellschaft, daß sie wohl thun würde, wenn sie dieselbe nicht bei sich Wurzel schlagen und sich ausbreiten ließe. (1. Ab. p. 68—69). Er behauptet ferner, (2. Ab. p. 136. n.) daß

der Atheist, wenn er bündig sein wolle, alles aus Eigennutz thun müsse. Noch mehr: Er will auch Atheisten nachweisen können, die ihre Lehren mit dem hitzigsten Enthusiasmus gepredigt hätten, ja wüthend und verfolgend gewesen wären, wenn ihre Predigt nicht hätte Eingang finden wollen. Ja, er ist sogar geneigt, einen jeden Fanatismus überhaupt von dem Verdacht zu entschuldigen, daß er ohne Beihülfe einer innern Ohngötterei wüthender werden könne. Der Atheismus soll also die einzige wahre Quelle aller Religionsverfolgungen und aller Scheiterhaufen gewesen sein, und noch sein? Und endlich so schließt er mit dem Ausruf, worin er eine Definition von einem Atheisten und dessen Charakter angiebt, und zugleich alle Welt wider dies Ungeheuer warnen will: „Schrecklich, sagt er, ist der Eifer, wenn die Unschuld einem Wütherich in die Hände fällt, der alles fürchtet, nur keinen Gott."

Wir wollen doch diese Sätze etwas näher beleuchten.

Es giebt zwei Klassen von Atheisten, die eine Klasse faßt diejenigen, die sich ebenfalls in nähere Bestimmungen, Erörterungen und Bezeichnungen des zureichenden Grundes einlassen; die aber solche Bestimmungen und Angaben davon machen, welche von denen, in der Welt schon herrschend angenommen und fast allgemein gehuldigten nähern Bestimmungen dieses Gegenstandes zu sehr abzuweichen scheinen. Dergleichen Atheisten waren Spinoza, und Mirabaud: deren Einer, statt der herrschenden Idee, von einem unsichtbaren und von der Welt geschiedenen Geiste, die Welt selbst: der Andre, die Energie der Natur als den zureichenden Grund aller Dinge angab und bestimmte.

Die andre Gattung von Atheisten würden diejenigen sein, die sich in gar keine nähern Bestimmungen des zureichenden Grundes selbst einlassen, sondern blos bei dem allgemeinen metaphysischen Begriff, den die Worte, zureichender Grund, nur im allgemeinen angeben, stehen bleiben wollen. Ein Atheist von dieser Klasse würde ohngefähr so sprechen: „Mein Verstand kann nichts erkennen, meine Vernunft nichts beurtheilen; wozu ihnen die Sinne nicht den Stoff und die Materialien gegeben haben. Nun ist der zureichende Grund eines vorhandenen Dinges eine Sache von so unendlich weitem Umfange, daß derselbe schlechterdings niemals ein Vorwurf der menschlichen Sinne werden kann! Ich kann einzelne Theile des zureichenden Grundes meines Daseins, einzelne Ursachen und Förderungsmittel meiner Existenz kennen lernen. Ich habe z. E. meine Eltern gekannt. Ich kenne auch noch viele Dinge, die zu meiner Erhaltung beitragen. Aber das sind nur

alles unzureichende Gründe von mir. Das ist nicht das Ganze meines zureichenden Grundes. Es sind nur Theile desselben. Wenn ich meinen zureichenden Grund selbst kennen lernen wollte, um nun sagen zu können: dies ist er; hierin besteht er, u. s. w. so müßte ich nicht nur alles, was zunächst und unmittelbar zu meinem Dasein beigetragen hat und noch beiträgt, sondern auch alles und jedes, was auch nur auf die entfernteste Weise meine Existenz hat fördern helfen, in meinen Gesichtskreis ziehen können. Die ganze Reihe meiner Voreltern und ihre eignen Entstehungsgründe und Entstehungsarten, ja alle Dinge in der ganzen Natur, müßten nicht nur im Ganzen, sondern auch in allen ihren aufs feinste aufgelösten Theilen und Verbindungen mir aufs deutlichste vor Augen gelegt werden können; damit ich alles bis auf den Grund durchschauen, jede, auch die kleinste Beziehung, die sie auf die Förderung meiner Existenz gehabt hätten, bemerken, und dessen vollkommen gewiß werden könnte, was? und wie? ein jedes dieser Dinge zu meinem Dasein bis auf diesen Augenblick beigetragen hätte? auch dessen unwidersprechlich und ungezweifelt gewiß würde, daß mir nun nichts mehr daran fehle, daß ich nun den ganzen vollständigen oder zureichenden Grund meines Daseins vor mir hätte, und ihn durch und durch kennte! Es müßte mir schlechterdings keine dergleichen Fragen mehr übrig und möglich bleiben! wo kommt dies noch her? wie hatte jenes entstehen können? warum war es nicht so? oder anders? wie und warum konnte es nur in dieser Verbindung, und durchaus in keiner andern? dies? und durchaus nichts anders, wirken und hervorbringen? u. s. w. Kurz, es müßte keine fernere Frage, von welcher Art sie auch sein möchte, dabei möglich bleiben. — Und was hier von dem zureichenden Grunde meines Daseins gesagt wird, das gilt auch von dem zureichenden Grunde eines jeden Sandkorns, und überhaupt einer jeden vorhandenen Sache, eines jeden daseienden Wesens, und einer jeden sich ereignenden Veränderung. — Nun frage ich alle Welt, ob eine Menschen-Vernunft einer solchen Einsicht des zureichenden Grundes fähig sei? Ob unsre Sinne nicht ihr abgemessenes Maaß von Feinheit und Schärfe haben, vermöge dessen sie nur von einem unendlich kleinen Theile der vorhandenen Dinge, und sogar nur von den alleräußersten Oberflächen derselben, Eindrücke annehmen können? — Mithin kann mir ja der zureichende Grund einer Sache nur blos en gros, und dem allgemeinen metaphysischen Begriffe nach, keineswegs aber en detail, oder re ipsa, so, ein Gegenstand meines menschlichen vernünftigen Erkenntniß- und Vorstellungs-Vermö-

gens werden, daß ich auch nur auf die entfernteste Weise sagen könnte: Das ist mein zureichender Grund! Hierin besteht er!" — Es ist wahr: ich sehe von den nächsten Ursachen meines Daseins, so viel ich derselben bemerke, daß sie Theile der Welt und der Natur sind! Und wenn ich den Lauf ihrer Entstehungsgründe nachspüre; so sehe ich auch, daß er sich in die Natur verliert! Aber wie weit kann ich ihnen nachsehen? Ist es auch eine Spanne lang? Ich merke bald, daß sie mit allen übrigen daseienden Dingen in der genauesten Schwägerschaft stehen. Die einsamen Fußtapfen von ihnen, die ich mir von meinem Ausgange von mir an zu Wegweisern nahm, verlieren sich, da ich ihnen zu folgen, kaum meinen Fuß aufgehoben hatte, schon in eine so unendliche Menge von Fußtapfen, daß ich auf der Stelle alle Hoffnung aufgeben muß, alle ihre Richtungen, gegenseitigen Beziehungen, und Verhältnisse zu fassen, und dadurch zur richtigen Einsicht des zureichenden Grundes meines Daseins geleitet zu werden! Nein, ich darf nicht ins Wilde hineinlaufen, wenn ich mich nicht verirren will! Ich muß auf dem Fleck stille stehen bleiben, wo ich stehe, und es meinen Sinnen und meiner Vernunft überlassen, wie viele nächste Spuren Jene zählen, und was sie an denselben bemerken? und welche Schlüsse diese, durch ihre Beurtheilungskraft, aus Jener Bemerkungen herausbringen möge? Und hier, an diesen Theilen meines zureichenden Grundes, finden diese meine Erkenntnißkräfte, auf die ich mich nur verlassen kann, auch ihre volle und überflüssige Beschäftigung. — Hat aber die Phantasie durchaus so große Lust, ihrer Gewohnheit nach, auch hier ohne Weg und Steg, und ohne Begleitung der Sinne und der Vernunft, herumflattern zu wollen: Nun wohlan! so mag sie es zu ihrem eignen Vergnügen thun! Nur soll sie sich nicht unterstehen, mir ihre Rapporte als glaubwürdige Wahrheiten aufdringen zu wollen! mir nicht vorreden zu wollen: daß sie mit Mirabaud bis ins innerste Cabinet der Natur gedrungen sei, und daselbst die ursprüngliche Energie derselben in ihrer geheimsten Werkstatt belauscht habe! — mich auch nicht versichern zu wollen, daß sie mit Spinoza die ganze Welt so durchwandert sei, daß sie nun mit Gewißheit behaupten könne: Die ganze Welt sei nur eine einzige Substanz! seie sich also beides, zureichender Grund und Folge, selbst und zu gleicher Zeit! — Am allerwenigsten soll sie sich unterstehen, gar so unverschämt zu sein mir vorlügen zu wollen: sie habe die ganze Natur und Welt aufs genaueste in allen ihren geheimsten Triebfedern durchschaut, das Ende des zureichenden Grundes aber nicht darin enthalten gefunden.

Sie könne vielmehr versichern, daß der zureichende Grund zum andern Ende der Natur und Welt wieder hinausgehe, und seine Anfangswurzeln in Etwas schlage, das außerhalb der Welt noch da seie, und dem, weil es nicht Fleisch und Bein habe, der Name Geist zukomme! Ich sage, dieser letztere Traum der Phantasie sei der allerausschweifendste! weil meine Sinne und Vernunft wohl wahrnehmen, daß die Spuren meines zureichenden Grundes in die Natur und Welt hineingehen, davon aber, daß sie zum andern Ende wieder hinausgehen sollten! auch auch nicht einen Schatten von Beweis vor sich haben. Wenn ich das meiner Phantasie heute glauben wollte, so könnte es ihr auch morgen einfallen, hinter den einen Geist noch hundert und tausend andre Geister zu stellen; und meinen zureichenden Grund so weit reisen zu lassen, als es ihr beliebt. Die Sache würde auch weiter keinen andern Unterschied machen, als daß nur auch mein nachträumender Glaube in demselbigen Maaße verlängert werden müßte. Da es aber auch wider die Phantasie selbst ist, die allen Religions-Glauben webt, und ihr Millionen Ellen desselben nicht mehr Mühe und Arbeit kosten, als eine einzige? so würde freilich auch dieser Schwierigkeit aufs geschwindeste von ihr abgeholfen sein. —

Allein, wie gesagt, ich lasse mich in gar keine Träumereien der Phantasie ein: sondern bleibe mit meiner Vernunft lediglich bei dem Begriff des zureichenden Grundes überhaupt stehen. Und so gehen mich also alle Theologien und Gottesverehrungen nichts an. Denn für mich selbst habe ich keinen näher bestimmten und charakterisirten Gott: und diejenigen Gottheiten, welche sich meine Nebenmenschen unter einander aufgeputzt haben, überlasse ich auch ihren eigenen Phantasien, um sie nach Belieben zu verehren.

Wir sehen leicht, daß diese letzte Gattung von Atheisten die allerstrengsten, aber auch zugleich die allerbescheidensten sind. Sie sind die allerstrengsten: weil sie selbst gar keinen näher bestimmten Gott haben und eine jede nähere Bestimmung, die sich Andre von der Gottheit machen, dieser ihrer Phantasie zuschreiben. Sie sind die allerbescheidensten: weil sie keinen Schritt weiter gehen wollen, als ihnen die Vernunft zu gehen erlaubt; und weil sie, da diese bei dem allgemeinen Begriff des zureichenden Grundes stehen bleibt! es ihrer Phantasie nicht gestatten wollen, vor ihren eigenen Kopf tiefer in das unbekannte Land zu dringen, und ihre erdichtete Nachrichten, die sie zurückbringen würde, ihnen als ausgemachte Wahrheiten aufdringen zu dürfen.

Herrn Mendelsohns erste Beschuldigung war: „daß der Atheismus den Grund untergrabe, auf welchen die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruhe: und daß daher jede bürgerliche Gesellschaft wohl thun würde, wenn sie denselben nicht bei sich Wurzeln schlagen, und sich ausbreiten ließe."

1) Was ist denn eigentlich an den Atheisten das gefährliche, für die bürgerlichen Gesellschaften? oder, was ist an ihnen dasjenige, welches den Grund untergräbt, auf welchem die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruht? Man wird antworten: Der Begriff ist es, den sich der Atheist vom zureichenden Grunde oder der Gottheit macht, und der ganz anders lautet, als diejenige Meinung, welche die meisten Menschen von diesem Gegenstande haben. — Gut! so frage ich weiter; — wie und auf welche Art wird dieser Begriff des Atheisten von der Gottheit für das Wohl der Menschen schädlich und zerstörend? Ist er an und für sich selbst schon, in sofern er ein bloßer Begriff und eine einfache und einsame Vorstellungsart für sich ist, ein Zerstörer der menschlichen Glückseligkeit? — oder, kann er dies nur erst dadurch werden, wenn, und insofern er ein Handlungsprincipium des Menschen wird? wenn und insofern er Bewegungsgründe und Antriebe für das Begehrungsvermögen des Menschen, und dessen handelnde Kräfte enthält? — Man wird mir leicht zugeben, daß der bloße nackte Begriff, er sei so toll, wie er wolle, nicht aus dem Kopfe des Menschen hinauslaufen, und für sich selbst ein Mordbrenner oder Mörder werden könne. Nun wollen wir hierzu weiter erwägen, daß

2) alles, was den Menschen handelnd macht, oder ihn zu irgend einer Art von Handlungen, sie mögen sein, welche sie wollen, nur einzig und allein antreiben kann, nichts anders sei und sein könne, als: die jedesmaligen Empfindungen und Vorstellungen, die der Mensch von seinem Glücke hat! Wo ihm seine jedesmaligen Vorstellungen sein gegenwärtiges Glück anweisen, dahin streckt sich seine Selbstliebe mit ihren handelnden Kräften! dahin setzt sie die Glieder des Menschen in Bewegung, um sich dies Glück zu verschaffen! Wenn also die Idee, welche ein Atheist von der Gottheit hat, sich als ein Motiv zu schändlichen und das Glück der Gesellschaft verwüstenden Handlungen bei ihm wirklich äußern soll? so muß sie ihm irgend ein reizendes Glück vorspiegeln, das er, ihrer Versicherung nach, alsdann gewinnen werde, wenn er diese oder jene Handlungen unternähme, die aber zugleich von der Art sind, daß das Glück der Gesellschaft dabei nicht bestehen kann!

Jetzt wollen wir den Atheisten, und zwar den der zweiten Klasse, seine Vertheidigung selber führen lassen. Ich bekenne, sagt er, daß, da meine Vernunft mir durchaus keine nähere Bestimmungen, Erörterungen und Bezeichnungen des zureichenden Grundes aller Dinge selbst anzugeben weiß, — ich daher auch gar kein eigentliches oder besondres Glaubensbekenntniß über die Gottheit habe. Ich sage nichts weiter, als: Alle Dinge haben ihren zureichenden Grund! und damit bin ich fertig. Dieser allgemeine Gedanke giebt mir also nicht das mindeste zu thun. Er fordert nicht die kleinste Handlung, von welcher Art sie auch sein möge, von mir. Ich kann meinen zureichenden Grund nicht durch meine Dienste vollkommner oder zureichender machen, als er ist. Ich kann auch von ihm nichts lernen, wonach ich mich bilden könnte oder müßte: denn ich kann, als die Folge desselben, nie an seiner Statt der zureichende Grund werden, und ihn an meiner Statt zur Folge machen! Ueberdieß habe ich auch nur mit dem bloßen allgemeinen Begriff zu thun, den ich in meinem Kopfe davon habe, und kenne den außer mir existirenden Gegenstand desselben auf keine Weise. Folglich, sage ich nochmals, ist mir die Idee vom zureichenden Grunde, oder der Gottheit, gar kein Handlungs-Principium. Sie ist eine bloße, müßige, metaphysische Speculation meines Verstandes, die mir kein Glück, dem ich nachjagen, und kein Unglück, das ich fliehen müßte, zeigt; kurz, die gar kein Motiv zu irgend einer Handlungsart, sie sei gut, oder schlecht, für mich enthält! — Ich bedarf auch keiner so weit hergeholten Motive, um ein handelndes Wesen zu sein. Denn ich habe zu allen Zeiten eigne unmittelbare Bedürfnisse meiner Natur genug, die befriedigt sein wollen. In mir lebt der Trieb, mein Leben zu erhalten; ein Verlangen nach Zufriedenheit; nach Vergnügen; nach Erkenntniß; der Wunsch, einen guten Namen zu haben, und so viel irdische Güter zu besitzen, als ich zu meinem Durchkommen durch die Welt nöthig habe; ich sehne mich nach Freiheit und nach dem Umgang mit andern Menschen u. s. w. Diese Bedürfnisse sind die Triebfedern, durch welche meine Maschine genugsam aufgezogen ist, um, so lange sie selbst da ist, in beständiger Bewegung sein zu müssen. Ich bedarf es also gar nicht, mir noch ein besondres Gewicht von dem zureichenden Grunde herzuholen, um ein handelnder Mensch zu sein! Wenn also Herr Mendelsohn mich beschuldigen will, daß mein Atheismus mir Motive zu solchen Handlungen an die Hand gäbe, die der Gesellschaft schädlich wären; so ist dies die bodenloseste Verleumdung! Denn meine Idee vom zureichenden Grunde

enthält gar kein Motiv, weder zu einer guten, noch zu einer schlechten Handlung für mich. Sie ist blos eine unfruchtbare Speculation in mir.

Nun frage ich alle Welt, und einen Jeden, der nur eines halben Sinnes fähig und mächtig ist: ob mein Atheismus? oder das theologische, und Religions-System, zu welchem sich Herr Mendelsohn bekennt? für irgend eine bürgerliche Gesellschaft gefährlich sei? ob jener, der mir gar keine Motive zum Handeln giebt? oder dieses, das von seinen Bekennern fordert: sich nach dem Charakter ihres Jehova zu bilden, und dessen Befehlen den unverbrüchlichsten Gehorsam darzubringen, und das eine jede hierin bewiesene Nachlässigkeit mit Fluch und Tod zu bestrafen droht! ein System also! das durch und durch Handlungs-Principium selbst ist, und die kräftigsten Motive zum Handeln enthält! ich frage, sage ich, ob mein Atheismus? oder dies Religions-System? fähiger sei, den Grund zu untergraben, auf welchem die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruhet? — Wahrlich, mein Verstand steht stockstille; und weiß nicht, was er denken soll? wenn ich sehe, daß ein Mann, der mit seinem eigenen Religions-Systeme in Vergleichung gegen alle andere Religions-Systeme, die auf Erden sind, gerade am allertiefsten im Moraste sitzt, so bald von Gefährlichkeit derselben für das gesellschaftliche Leben die Rede ist! daß, sage ich, ein solcher Mann, sich das Herz nehmen könne, die bürgerlichen Gesellschaften auf mich anzuhetzen? — auf mich? der ich gar kein Religions-System habe? — wo also die Frage: ob mein Religions-System gefährlich sei, oder nicht? ganz und gar wegfällt? und in ihr eignes albernes Nichts verschwindet? — Ich erstaune! wie ein Mendelsohn, der doch Philosoph sein will! sich hinstellen und alle bürgerliche Gesellschaften öffentlich warnen kann: den Atheismus nicht bei sich Wurzeln schlagen und sich ausbreiten zu lassen! den Atheismus! — der offenbar desto unschädlicher für alle Gesellschaften sein muß; je bündiger er ist! weil er alsdann gar keine Motive zum Handeln mit sich führt: sondern den Menschen mit seiner Handlungsfähigkeit blos und allein denjenigen Motiven überläßt, die ihm seine eigne Natur und die Bedürfnisse derselben, die ihm seine eigne Vernunft; die ihm die Natur der Gesellschaft, in der er lebt, die ihm die Naturen aller übrigen Dinge, die um ihn her da sind; die ihm alle seine gesammelten Erfahrungen, an die Hand geben? Alle diese Dinge sind ja, nicht allein beständige und unablässige Antreiber für den Menschen, die ihn zwingen, daß er handeln muß, sondern sie sind auch die

Lehrmeister, die ihn unterrichten; wie er zu seinem Glücke zu handeln habe? Und nun kommt es auf den Grad von natürlichem Witze und Beurtheilungs-Vermögen an, der dem einzelnen Menschen zu Theil geworden ist, wie viel? oder wie weniger jedesmal von den Anweisungen und dem Unterrichte, den ihm diese Lehrmeister geben, faßt, versteht, und begreift. — Versteht er viel davon, ist er so organisirt, daß sein Verstand, ein um sich herschauender Verstand genannt zu werden verdient: so wird dieser Mensch wahrhaftig nicht mit kriechendem Eigennutz nach einem kleinen, ihm vor den Füßen liegenden Glücke greifen, wenn er sieht, daß er darüber eines entferntern, aber weit größern Glücks, das er durch eine gemeinnützige Aufführung gewinnen kann, verlustig gehen müßte. Ist er aber bei der Austheilung der Verstandesgaben zu arm davon gekommen: so wird er freilich im Staube kriechen und fähig sein, mit armseligen Eigennutze zu handeln; etwa z. E. ein Eigenthum eines Andern, das ihm vor die Nase kommt, zu entwenden, weil er diesen kümmerlichen Gewinn nur sehen kann! und für die größern Verluste, die er dadurch in der Gesellschaft leidet, und für die größern Vortheile, die er sich durch eine gemeinnützige Denkungs- und Handlungsart verschaffen könnte, kein Auge hat! Aber dann wird auch wahrlich keine Religion, man mache auch noch so viel Geschrei von ihrer erleuchtenden Kraft! im Stande sein, den Blindgebornen zu heilen. Hieraus folgt:

1) daß, wenn man von aller Religion absieht, und sie überhaupt gar nicht mit in den Anschlag bringt, daß alsdann, sage ich, der Atheist mit allen Motiven zum Handeln, die ihm seine Natur, Bedürfnisse, Selbstliebe, Vernunft, Erfahrungen und die Naturen andrer Menschen und Dinge in der Welt angeben, eben so da steht, und durch sie zum wirklichen Handeln aufgefordert und angetrieben wird: als ein jeder andrer Mensch, der zugleich ein Religionsbekenner ist, diese Motiven hat, und durch dieselben zu Handlungen getrieben wird. Der Atheist hat also dieselbige natürliche Moral, von der sich auch der Religionsbekenner nicht lossagen kann.

Ferner: daß der Atheist auch darin mit dem Religionsbekenner auf gleichem Fuße stehe: daß der Eine so gut, als wie der Andre, sich bei seinen wirklichen Entschließungen und Handlungen, die er jenen Motiven zufolge faßt und unternimmt, just so nehmen werde, wie es das Maaß seines Verstandes, und die jedesmaligen Vorstellungen und Urtheile über sein Glück, erlauben. Es ruhet also von dieser Seite ein

gleiches Loos auf ihnen Beiden. Der Religionsbekenner kann, durch jene natürlichen Motive bewogen, schöne, große und für die Gesellschaft ersprießliche Handlungen begehen! Der Atheist kann es auch; denn er hat dieselbigen Motive vor sich! Dieser kann sich aber auch irgendwo schlecht aufführen, weil er als einzelner Mensch entweder überhaupt keiner großen Ueberlegung fähig ist, oder, weil etwa bei einem gewissen Vorfalle irgend eine Leidenschaft sein Verstandesauge umnebelt: — Allein, der Religionsbekenner kann eben solche dumme Streiche machen; weil er es auch nicht ist, der allen Verstand gepachtet, oder wider einzelne Ueberfälle von Leidenschaften einen Schutzbrief aufzuweisen hätte! Vielmehr läßt sich aus dem Grunde, (wenn man die Sache auch nur ganz obenhin ansieht,) schon eine bessere, tugendhaftere, und für die Gesellschaft ersprießlichere Aufführung von dem Atheisten erwarten, weil die Macht, mit der dieser über seine Phantasie gebietet und es ihr durchaus verwehrt, ihm irgend ein Phantom zur Adoration aufstellen zu dürfen! nicht nur für eine gewisse Stärke seiner Vernunft überhaupt zeugen, sondern auch für eine vernünftigere Aufführung, die er in der Gesellschaft beobachten werde, keine unsichre Bürgschaft stellen dürfte!

2) Aber nun laßt uns die Religion, welche der Religionsbekenner hat, und die dem Atheisten fehlt, mit in den Anschlag nehmen. Was für ein Unterschied wird sich aus dem Dasein derselben bei dem Einen, und aus dem Mangel derselben bei dem Andern, in Ansehung ihrer beiderseitigen Denkungs- und Handlungsarten, ergeben?

a) Die Religion giebt ihrem Bekenner zu einigen der Gesellschaft nützlichen Handlungen, aus ihrem Magazine, einige scheinbare Motive her: Aber die Natur und die Vernunft liefern zu eben diesen, der Gesellschaft vortheilhaften Handlungen, noch weit stärkere und kräftigere Motive; Motive, die auch für sich und außer der Verbindung mit jenen Religionsmotiven weit kräftiger wirken können, als in Jener Gesellschaft: und es giebt schlechterdings keine einzige der Gesellschaft wahrhaftig ersprießliche Handlung, zu der die Natur und Vernunft den Atheisten nicht hinreichend verpflichten sollte! sondern zu der die Motive aus der Religion hergeholt wrrden müßten!

Ich will dies gleich durch ein paar Beispiele klar machen. Die Religion befiehlt ihrem Bekenner z. E. dem Armen, um Gotteswillen, oder darum, weil es Gott befohlen habe, mitzutheilen! Die Natur und Vernunft fordern von dem Atheisten, er solle sich des Elenden annehmen, darum, weil er ein Mensch ist! Er solle seine eigene menschliche

Natur auch in dem Nothleidenden erkennen, sie ehren, lieben, und ihr helfen, wo sie Hülfe bedarf, und er helfen kann! Der Atheist hat also 1) Motive, die er überall mit sich herum trägt, und die ihm stets gegenwärtig sind. Der Religionsbekenner muß, als solcher, seine Motive jedesmal erst weit herholen: auch entspringen Jenes seine Motive viel näher und unmittelbarer aus seinem eignen Intresse, und sind also viel kräftiger, als die Motive des Religiösen. Noch mehr, die Motive der natürlichen Moral sind auch vollkommen hinreichend für sich, den Menschen zur thätigen Barmherzigkeit zu bewegen. Er bedarf also keiner Religions-Motive dazu. Hingegen diese Religions-Motive sind, ohne Beihülfe der natürlichen und Vernunfts-Motive, für sich nicht fähig, einen Wohlthätigen zu bilden. Wer seinen Bruder nicht liebt, den er siehet! wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet? Wenn nach diesem bündigen Schluß, die Bruderliebe das leichtere, und die Liebe zu Gott das schwerere ist: wenn jene schon das frühere bei dem Menschen sein muß, und letztere nur das spätere bei ihm werden kann: so muß doch also wohl die Bruderliebe keine Wirkung der Religion, sondern einzig und allein der natürlichen Moral sein? Ferner, die Wohlthätigkeit des Atheisten ist auch an sich eine schönere Tugend, weil sie aus eignem warmen Gefühl der Menschheit stammet; da sie hingegen bei dem Religiösen nur die Frucht eines kaltblütigen Gehorsams gegen fremde Befehle und eine Arbeit ist, die auf trägem Hofdienste vollbracht wird. Jene ist auch dem Nothleidenden angenehmer, als diese. Ich fühle mehr dabei, wenn sich Jemand aus unmittelbarer Liebe zu mir selbst, meiner annimmt, als wenn er es blos auf Ordre eines Dritten thut, den er fürchtet. 2) Der Atheist hat bei seiner Wohlthätigkeit blos die Größe der Noth des Andern und sein eignes Hülfsvermögen zu Maaßstäben. Die Religion befiehlt ihrem Bekenner, ein Auge auf das Glaubensbekenntniß des Elenden zu werfen. „Thut Gutes an Jedermann; allermeist aber an den Glaubensgenossen!" — Oder ein andres Beispiel. Die Religion verkündigt ihrem Bekenner, daß, wenn er auf irgend eine Art seinen Nächsten durch Ungerechtigkeit beleidigt habe, er sich dadurch weit mehr an Gott, als an seinem Nächsten versündigt habe. Hingegen der Atheist glaubt, daß er sich durch Ungerechtigkeit an keinem Gott, sondern blos an seinem Nächsten versündigen könne. Dieser hat also die ganze volle Schuld, welche er gemacht hat, an seinen Nächsten zu bezahlen. Jener ist seinem Gotte mit den größten, seinem Nächsten aber nur mit dem kleinsten Theile der Verschuldung

verhaftet. Er geht hin, zahlt dem Priester einen Beichtgroschen, und läßt sich dafür von seiner Verschuldung bei Gott absolviren, und dessen Gnade versichern. Hat er diese! so kann ihm seine begangene Ungerechtigkeit gar nicht weiter schaden; und seine Verpflichtung, den beleidigten Nächsten schadlos zu setzen, evaporirt also völlig. Thut er es aber demohngeachtet doch noch: so waren es nicht mehr Motive der Religion, sondern Motive der natürlichen Moral, welche ihn dazu bewogen, oder gar die bürgerlichen Gesetze, welche ihn dazu zwangen. — Ist es hier nicht augenscheinlich, daß die Motive der natürlichen Moral zu nützlichen, gesellschaftlichen Handlungen, durch die Verbindung mit den angeblichen Religions-Motiven nicht nur nicht verstärkt, sondern vielmehr durchaus geschwächt, und oft gänzlich unkräftig und unwirksam gemacht werden?

Ueberdies, so nenne man mir eine einzige, der Gesellschaft wahrhaftig nützliche Handlung, die der Atheist nicht aus Grundsätzen der natürlichen Moral unternehmen und vollbringen könnte? sondern zu welcher die Motive durchaus nur einzig und allein aus der Religion hergenommen werden müßten? Kann Herr Mendelsohn dies auch nur von einer einzigen solchen Handlung beweisen: so gebe ich ihm gewonnenes Spiel und verpflichte mich hiermit feierlich, so bald er jenes geleistet haben wird, ihm nicht nur öffentlich, und vor den Augen des ganzen Publikums, Abbitte zu thun, und mein Unrecht gegen ihn zu gestehen: sondern auch auf der Stelle den Atheismus zu verdammen und diejenige Religion aller Welt anzupreisen, die auch nur zu einer einzigen, der bürgerlichen Gesellschaft nützlichen Handlung mehr Motive mit sich führt, als die natürliche Moral. Um aber diese seine Auflage, die er sich durch seine Anschwärzung des Atheisten zugezogen hat, recht zu erfüllen, hat derselbe wohl zu bedenken, daß die Frage nicht davon sei: ob nicht der Religionsbekenner, neben seiner theologischen Moral, auch die natürliche und Vernunfts-Moral, folglich alle diejenigen Motive zu guten Handlungen zugleich mit habe, welche der Atheist hat? Denn dies ist oben von mir mit beiden Händen zugegeben worden; sondern, daß hier schlechterdings die Religion von der blos natürlichen oder Vernunfts-Moral geschieden werden müsse: und daß die Frage dahin gehe, oder sich in folgende kleinere Fragen zerlegen lasse.

1) Ob zu irgend einer guten und fürs gesellschaftliche Leben nützlichen Handlung blos und allein die Religion die hinlängliche Motive

hergebe? die natürliche Vernunftsmoral hingegen, welche der Atheist nur hat, gar keine Motive dazu enthalte?

2) Ob die Religion zu irgend einer solchen Handlung kräftigere Motive für den vernünftigen Menschen, der nach Gründen handeln will, enthalte, als die natürliche Moral? Für den Phantasten will ich dies allenfalls in einzelnen Fällen zugeben, der ohne vernünftige Gründe glauben und handeln kann: behaupte aber, daß, sobald auch dieser nachzudenken anfängt, auch sofort die Religionsmotive ihre Kraft in seinen Augen verlieren werden.

3) Ob die Motive der natürlichen Moral, für sich, nicht hinreichend sind, einen vernünftigen Menschen zu guten Handlungen zu bewegen? ob sie des Beistandes der Religions-Motive bedürfen? ob sie überhaupt einmal durch Hinzufügung der Religionsmotive in den Augen eines vernünftigen Menschen verstärkt werden können?

4) Ob die Religionsmotive für sich allein, und ohne Verbindung mit den Motiven der natürlichen Moral, einen vernünftigen Menschen zu irgend einer guten Handlung bewegen können?

So ist also dem Menschen die natürliche Moral genug, um ein nützlicher, würdiger Bürger der Gesellschaft zu sein, und so kann er also von der Religion nicht die mindeste Hülfe, es auch nur in dem kleinsten Grade mehr und besser zu sein, erwarten! So trägt also die Religion zur Glückseligkeit der bürgerlichen Gesellschaft gar nichts bei, und diese bedarf jener zu ihrem Bestehen nicht! Aber nun

b) was für einen anderweitigen Unterschied macht denn das Dasein der Religion bei dem Religionsbekenner, und der Mangel derselben bei dem Atheisten, in Ansehung ihrer beiderseitigen Denkungs- und Handlungsarten? Die Religion ist doch Handlungs-Principium! Wenn sie es nun nicht insofern ist, daß sie ihren Verehrer zu einem bessern Menschen und Bürger machen sollte, als der Atheist ist, zu was für anderweitigen Handlungsarten enthält sie denn für Jenen Motive, deren also dieser, weil er sie verwirft, zugleich mit ermangelt? Die Antwort ist leicht. Die Religion enthält zu denjenigen Handlungsarten ihre Privatmotive, welche für den Menschen übrig bleiben, wenn man die nützliche Handlungsart von allen möglichen Handlungsarten, deren Menschen sich befleißigen können, abgezogen hat! Und was sind das nun für welche? Eines Theils solche, die der Gesellschaft gar nichts nützen, und andern Theils solche, die ihr zum Schaden gereichen; die

den Grund untergraben, auf welchen die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruhet.

Zu der ersten Art rechne ich alle die gottesdienstlichen Ceremonien, alle eigentliche, mittelbare und unmittelbare Aufwartungen, welche die Religionsbekenner ihren Göttern machen, alle ihre pantomimischen Gottesverehrungen und Andachtsübungen, sie mögen nach Maßgabe der Verschiedenheit der Religionen ebenfalls so verschieden sein, als sie wollen. Jedermann sieht, daß daraus der Gesellschaft kein Nutzen zuwachsen kann: wenn einem Kinde eine Hand voll Wasser über den Kopf gegossen wird, wenn sich ein Andrer mit Asche bezeichnet, ein Dritter sich auf einen Aschenhaufen setzt, oder wenn Jemand vor seiner eigenen Phantasie, und vor dem Bilde, das sie ihm in seinem Kopfe, von dem zureichenden Grunde aufgehangen hat, niederfällt, und sich also selbst anbetet u. s. w. Es ist zwar wahr: Es giebt im Grunde keine einzige vollkommen gleichgültige Handlung, die durchaus weder nützlich, noch schädlich wäre? Eins von beiden muß sie gewiß jedesmal sein. Und man könnte daher fragen: ob noch keine Beschneidungsoperation, keine Taufe schwacher Kinder zumal bei harter Winterszeit und in entlegenen Gewölben, keine büßende Casteiung und Zerfleischung des Leibes, kein unzeitiges Religionsfasten u. s. w. nachtheilige Folgen für die Gesundheit des Menschen nach sich gezogen, oder kein gemeinschaftliches Trinken aus demselbigen Kelche beim Abendmahle, ansteckende Krankheiten verbreitet habe? ob nicht viele durch ihre schwärmerische Andachtsübungen endlich gar um ihren Verstand gekommen sind? ob ihnen nicht ihre theologische Begriffe das Leben verbittert, sie mit unnützen Gewissensqualen gefoltert, sie an den Rand des Selbstmords geführt, ja wohl gar in diesen Abgrund hinabgestürzt haben? Man könnte fragen: ob nicht alles das, wodurch sich der Mensch zu einem untüchtigern und unbrauchbarern Menschen macht, Versündigungen nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen die Gesellschaft wären? Ob solche Handlungen, mit welchen die edle Zeit, die zu würdigern und nützlichern Vornehmen angewandt werden könnte, auf eine Art verschwendet wird, die dem eignen Wohl des Menschen sowohl, als auch dem Wohlstande der Gesellschaft insgemein zum sichtbarsten Schaden gereicht, ob solche Handlungen, sage ich, nicht gerade zu den Namen lasterhafter Handlungen verdienten? — Allein wir wollen das übersehen. Wir wollen so freigebig und großmüthig sein, und auf ihre Schädlichkeit keine Rücksicht nehmen, sondern sie nur für blos unnützliche Handlungen gelten lassen, die der

Gesellschaft nicht den mindesten Vortheil zuführen. Und so folgt doch wenigstens das daraus, daß sich die Religion damit nicht rühmen darf, daß sie es allein sei, die ihrem Bekenner Motive zu solchen Handlungen geben könne, die durch und durch unnütz sind, und von welchen es keine Vernunft absehen kann, welcher mindeste Vortheil für die Gesellschaft daher zu erwarten stehe? Und so wird es doch also auch wohl kein Vorwurf sein, der dem Atheisten zur Schande gereichte! wenn ihm nachgesagt werden kann, daß ihm sein Atheismus, oder die bloße Vernunftsmoral, keine Motive zu unnützen Handlungen gewähre?

Aber nun laßt uns die andre Gattung von Handlungen ansehen, zu welchen die Religion einzig und allein die Motive hergiebt. Und dies sind alle die schädlichen, und den Grund der gesellschaftlichen Glückseligkeit untergrabenden und zerstörenden Handlungen des Religions- und Menschenhasses, zu welchen die Religion ihre Bekenner verbindet! Ich will aber nochmals erinnert haben: Man verwechsele mir nicht die Religion mit der natürlichen Moral! Man sage mir nicht: Es gebe auch eine Religion, die Toleranz gebiete! — Das ist nicht wahr! Keine Religion kann, als Religion, Toleranz gebieten! Der Zuruf, und die Warnung: Uebet Toleranz! ist die Stimme der Natur und der natürlichen Vernunftsmoral! Diese tritt zuweilen, wenn ihr die zerstörende Religionswuth und Schwärmerei in der Gesellschaft zu toll wird, selbst einzelnen Religionsbekennern auf, und vermahnt zur Duldung! und dann bilden sich die Leute ein, weil ein Religionsbekenner selbst zur Duldung ermahnen könne, so sei dies die Stimme seiner Religion! Nein, sage ich, es ist die Stimme der natürlichen Moral bei ihm, von der, wie wir oben gesehen haben, sich auch kein Religionsbekenner ganz lossagen kann. Die Religion hingegen, je mehr sie Religion ist, desto weniger weiß sie etwas von Toleranz. Die heidnischen Religionen waren darum toleranter, als die Jüdische, weil sie weniger Religion waren, als diese; weil ihre Gottheiten unter den Befehlen ihrer Verehrer standen, und sichs gefallen lassen mußten, von ihrer Würde abgesetzt, und in dieselben wieder eingesetzt zu werden, so wie es diesen gut deuchte; weil ihrer Gottheiten so viele und eine so große Anzahl waren, daß sie durch ihre Menge ihre Achtung verloren; und weil, da sie sich Alle zusammen in die Masse des göttlichen Ansehens überhaupt theilen mußten und ein jeder Gott verehrt sein wolle, nothwendig für einen jeden, nur eine sehr kümmerliche Portion fallen konnte. Hier konnte das Interesse für eine Gottheit, mit der man nach Belieben schalten und walten

konnte, von keiner Bedeutung sein! Man hielt dem Götzen seinen Festtag, speiste ihn mit denjenigen Ceremonien und Feierlichkeiten ab, die man ihm bestimmt hatte; und denn mußte er zufrieden sein, und man bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Und verwaltete er das Regierungsgeschäft, welches ihm aufgetragen war, nicht ordentlich, machte er sich etwa zu vieler Nachlässigkeiten in seinem Departement schuldig, so jagte man den Taugenichts zum Tempel hinaus, und setzte einen andern, zu dem man mehr Vertrauen hatte, an seine Stelle. Die Hausgötter wurden in die Winkel gestellt, um da ruhig und in der Stille ihre Pflichten abzuwarten: in die Handlungen der Menschen aber durften sie sich nicht mischen. Von solchen Religionen, die so wenig Religion waren, war es kein Wunder, daß sie Friedfertigkeit und Toleranz zuließen! Aber auch in Ansehung der heidnischen Religionen bestätigt es die Geschichte, daß, je mehr die Eine, in Vergleichung mit einer Andern, ernstlichern, heiligern Religion ward, je mehr sie sich insonderheit auf wenigere Gottheiten einschränkte, mithin der Dienst, der bei andern Religionen unter viele Gottheiten vertheilt war, sich hier auf weniger Götzen zusammenzog und vereinigte, ein je größeres Regierungsdepartement also auch dadurch natürlicher Weise diesen, an der Zahl wenigern Götzen eingeräumt wurde: desto intoleranter ward auf der Stelle eine solche Religion, in Vergleichung mit einer Andern, der ihre Menge von Gottheiten blos zum Zeitvertreib und Puppenspiel diente! Und dies geht auch ganz natürlich zu. Denn, je mehr Herrschaft die Phantasie über den Menschen gewinnt, desto schwächer wird die Stimme der Vernunft: und wo Jene endlich die Freiheit behauptet, allein reden zu dürfen, da muß diese gänzlich schweigen. Da hingegen, wo mehr die Sinne, als die Phantasie, ihre Beschäftigung finden, da kann auch die Vernunft freier gebieten. — Nirgends aber wird man eine Religion finden, die mehr Religion war, Intoleranz gebot, und mit Religions- und Menschenhaß um sich her wüthete, als die Jüdische Religion, welche Moses einführte! Sie war am allermeisten Religion, weil sie nur eine einzige Gottheit hatte, von der keine andre Vorstellung oder Abbildung, als blos in der Phantasie, sich zu machen erlaubt war: weil sie ferner die allermeisten Aufwartungen, Verehrungen und Dienste von ihren Bekennern forderte, dergleichen nie eine andre Gottheit für sich prätendirt hat, und weil auch von den Priestern derselben mit der allergrößten Strenge auf die pünktliche Abstattung dieser Gottesdienste bei dem Volke gehalten wurde. Aber eben daher war sie auch, sage ich, die allerinto-

leranteste! Man schlage von den jüdischen Büchern des A. T. auf, welches und wo man wolle, athmet nicht auf allen Blättern Verfolgungsgeist? der sich von allen Banden der Vernunft losgemacht hatte, alle Rechte der Menschheit mit Füßen trat, und überall rund um sich her Tod und Verderben sprühete? Muß nicht ein Jeder, in dessen Herzen auch nur noch der schwächste Funke von Menschlichkeit lodert, erschrecken, wenn er z. E. den Religionsbefehl liest (5. Mos. 13, 6.): „Wenn dich dein Bruder, deiner Mutter Sohn, oder dein Sohn, oder deine Tochter, oder das Weib in deinen Armen, oder dein Freund, der dir ist, wie dein Herz, überreden würde heimlich und sagen: Laß uns gehen, und andern Göttern dienen, die du nicht kennst, noch deine Väter, die unter den Völkern um euch her, es sei nah oder fern auf Erden sind: so bewillige nicht, und gehorche ihm nicht! Auch soll dein Auge Seiner nicht schonen, und sollst dich Seiner nicht erbarmen, noch ihn verbergen: sondern sollst ihn erwürgen! Deine Hand soll die erste über ihn sein, daß man ihn tödte, und darnach die Hand des ganzen Volks. Man soll ihn zu Tode steinigen! denn er hat dich wollen verführen von dem Herrn deinem Gott, der dich aus Egyptenland von dem Diensthause geführt hat.“ Hat es je eine Religion auf dem Erdboden gegeben, die mehr Fanatismus geboten und eingeführt hätte? — Und muß man nicht sagen, daß je nachdem diese Religion sich unter andre Religionen eingeschlichen und mit denselben mehr oder weniger vermischt hat, sie dieselben auch mit ihrem tödtenden Gifte des Fanatismus angesteckt, und mit ihrem wüthenden Verfolgungsgeiste angehaucht und beseelt habe? Ja muß man nicht, wenn man unpartheiisch die Sache beurtheilen will, zugestehen, daß aller Fanatismus, alle die Religionsverfolgungen, die Scheiterhaufen und Inquisitionsgerichte, welche die sogenannte christliche Kirche von jeher verwüstet haben, und noch verwüsten, Fäulnisse und Gährungen sind, die blos von dem Sauerteige der jüdischen Religion mit hinübergegangen ist und dieselbe durchsäuert hat? — Ich sage, die sogenannte christliche Kirche, und die sogenannte christliche Religion? — Denn Jesus selbst hat keine Religion gelehrt oder lehren wollen! Er gab sich weiter mit der Religion nicht ab, als daß er sie bestritt, und er wich ihr nur da aus, wo der Aberglaube seines Zeitalters sie mächtig schützte. Laß es jetzt also sein! war die Klugheitsregel, der er alsdann selber folgte, und die er auch dem Johannes gab. Die Nachrede also, daß Jesus ein Religionsstifter sei, oder Religion gelehrt habe, ist geradezu eine Verleumdung, die ihm gemacht wird.

Wenn nun also der Vorzug der Religion vor der natürlichen Moral, die der Atheist nur allein annimmt, kein andrer ist, als, daß jene theils zu unnützen Ceremonien, theils zu den allerschädlichsten und für das Glück des gesellschaftlichen Lebens grundverderblichsten Handlungen Motive enthält, von denen die natürliche Moral nichts weiß und wissen will! ist das nun etwas, das der Vernunft die Religion empfehlen und den Atheismus verhaßt machen kann? — Herr Mendelsohn wird sich damit entschuldigen wollen, daß er in der angezogenen Stelle ausdrücklich gesagt habe: „der Staat solle nur von ferne darauf sehen, daß die Lehren des Atheismus nicht ausgebreitet werden!“ mithin habe er ja zu keinen gewaltsamen Verfolgungsmitteln gerathen. Ich antworte hierauf: daß dies eine sehr schlechte Decke ist, hinter die er sich verkriechen kann. Denn, wenn der Atheismus, wie er ihm gerade hin Schuld giebt, den Grund wirklich untergräbt, auf welchem die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruhet; ist es dann nicht ein thörichtes Ansinnen, das Herr Mendelssohn an den Staat macht: „Dieser solle vou Ferne stehen bleiben, der Untergrabung zusehen, und sich höchstens nur die glimpflichen Versuche erlauben, ob er den Atheisten durch bescheidne Bitten und Vorstellungen von seiner grundverderblichen Arbeit wegcomplimentiren könne?“ — Wie, wenn sich nun dieser mit Höflichkeit nicht wegcomplimentiren läßt? Was soll dann geschehen? Soll man ihn ruhig fortgraben lassen, bis das Gebäude der Glückseligkeit hinsinkt? — Nein, ich will mich gern in der menschlichen Gesellschaft verträglich und friedfertig bezeigen, gern meinem Beleidiger mit Sanftmuth begegnen, will mir gern viele Aufopferungen entbehrlicher Theile meiner Glückseligkeit gefallen lassen: Aber, wenn es auf dies völlige Grundumgraben des ganzen Gebäudes meiner Glückseligkeit losgeht, wenn es schon darauf angesehen ist, meine gesammte Wohlfahrt mit Stumpf und Stiel auszurotten! — Nein! Dann verstehe ich weiter keinen Spaß, weil er mir nun zu grob wird! Dann raffe ich meine Kräfte zusammen, gehe auf meinen ärgsten Todfeind los, und schlage ihn ohne Complimente von seiner grundverderblichen Arbeit hinweg: es mag denn auch so blutige Köpfe setzen, als es wolle! Was kann ich mehr verlieren, als wenn der Grund untergraben wird, auf welchem das Gebäude meiner Glückseligkeit ruhet? Und wenn es mir hier nicht erlaubt sein soll, Gewalt zu gebrauchen? Nun, wozu habe ich denn sonst meine Vertheidigungskräfte? Etwa, um sie blos in der Vertheidigung dieser und jener Lappalien anzuwenden? — Und was mag sich

doch Herr Mendelssohn dabei denken, wenn er sagt: Der Staat solle nur von Ferne darauf sehen, daß die Lehre des Atheismus sich nicht ausbreite? Wie soll sich der Staat dabei nehmen? wie soll er nun diese Pflicht bewerkstelligen? — Etwa durch Verbote? — Jedermann weiß, daß dies gerade die besten Förderungsmittel einer Sache dieser Art sind. Der Staate verbiete nur gewisse Bücher zu lesen! — Nun will sie Jedermann lesen! — Er verbiete, eiue gewisse Lehre solle nicht bekannt werden! Nun will alle Welt wissen, was denn das für eine Lehre sei? Er verbiete, nicht davon zn reden! so wird es heißen: Je mehr er aber verbot, desto mehr breiteten sie es aus. — Sobald von Lehrmeinungen die Rede ist, so ist es pure Schwachheit, wenn sich der Staat darin melirt. Denn, ist die Lehrmeinung, welche Jemand zum Vorschein bringt, unvernünftig, so wird sie früh genug von selbst schlafen gehen. Ist sie aber vernünftig, so wird sie sich, trotz aller Gegenanstalten des Staats, dennoch Platz machen. Ja, alle Vorkehrungen, oder gar Gewaltthätigkeiten, die der Staat zur Unterdrückung derselben verwendet, sind selbst die stärksten Posaunen, die überall die Aufmerksamkeit des Publicums für die verfolgte Lehrmeinung erwecken und auffordern. Nein, Lehrmeinungen, die man für falsch und schädlich hält, müssen mit Gründen widerlegt werden. Und wenn sie das nicht können, so ist es ein Zeichen, daß sie Wahrheit enthalten. Und denn scheine die Wahrheit noch so schädliches Gift zu sein: so ist sie doch wahrhaftig Segen und Wohlthat, und wird sich auch als Segen und Wohlthat in ihren Früchten zeigen; und jener Schein des Giftigen rührte nur von der Brille des Vorurtheils her, durch welche ein blödes Auge sie ansah.

Jedoch Herr Mendelsohn erklärt sich deutlich genug darüber, wie er das von Ferne Zusehen des Staats, daß sich der Atheismus nicht ausbreiten dürfe, verstehe. Er sagt: Jede bürgerliche Gesellschaft wird wohl thun, wenn sie die Atheisterei nicht Wurzeln schlagen und sich ausbreiten läßt. Man gedenke sich einen Baum, dem weder Wurzeln, noch Zweige verstattet werden! und frage sich, ob gewaltsamer mit einem Baume verfahren werden könne? (Von dem Fanatismus werde ich nachher reden.) Er sagt weiter: (Und ich muß nur die ganze folgende Stelle hersetzen, damit der Leser sehe, mit welcher nüchternen Gedankenlosigkeit Herr Mendelsohn wider den Atheismus declamire.) „Aber nur von Ferne her muß der Staat hierauf Rücksicht nehmen, und selbst die Lehren nur mit weiser Mäßigung begünstigen, auf welchen seine wahre Glückseligkeit beruht, ohne sich unmittelbar in irgend eine Strei-

tigkeit zu mischen und durch Autorität entscheiden zu wollen. Denn er handelt offenbar wider seinen eignen Endzweck, wenn er geradezu Untersuchung verbietet, oder Streitigkeiten anders, als durch Vernunftgründe, entscheiden läßt. Auch hat er sich nicht um alle Grundsätze zu bekümmern, die eine herrschende oder beherrschte Dogmatik annimmt, oder verwirft. Die Rede ist nur von jenen Hauptgrundsätzen, in welchen alle Religionen übereinkommen und ohne welche die Glückseligkeit ein Traum, und die Tugend selbst, keine Tugend mehr ist. Ohne Gott und Vorsehung und künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborene Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr, als Geckerei, die wir uns einander einzuschwatzen suchen, damit der Thor sich placke, und der Kluge sich gütlich thun und auf Jenes Unkosten sich lustig machen könne."

Nun mag der Staat selber rathen, was er nach Herrn Mendelsohns Anweisung thun, und auch nicht thun solle? Er soll sich unmittelbar in gar keine Streitigkeiten mischen, sondern sie alle durch Vernunftgründe allein entscheiden lassen. — Aber doch soll er sich um einige Grundsätze bekümmern, und auf dieselben selbst Rücksicht nehmen. Hier also soll er nicht durch Vernunftgründe entscheiden lassen, sondern selbst durch Autorität entscheiden? Denn sonst wäre sein bekümmern darum, und sein Rücksichtnehmen darauf, die mäßigste Arbeit von der Welt. — Und was sind das nun für Hauptgrundsätze, um die sich der Staat bekümmern soll? Es sind solche, in welchen, nach Herrn Mendelsohns Versicherung, der Atheist und Religionsbekenner von einander abgehen.

Was sind das für Grundsätze, Herr Mendelsohn, in welchen alle Religionen übereinkommen, und auf welchen die Glückseligkeit der Gesellschaft beruhet? — Hätten Sie sie specificirt: so würden wir gesehen haben, daß kein einziger derselben ein Religionssatz, sondern daß sie alle lauter Grundsätze der natürlichen Moral wären! Wie wollen denn alle Religionen, als Religion, übereinkommen? Hier ist an keine Uebereinstimmung der Begriffe, selbst sogar bei den Gliedern ein und eben derselben Religion, in Ewigkeit nicht zu gedenken. Aber in den Grundsätzen der natürlichen Moral stimmen alle Menschen, mithin auch alle mögliche Religionsbekenner überein, sobald ihr Verstand diese Grundsätze nur einsieht. Herr Mendelsohn verwirft z. E. die Religion der Christen. Also kann er ja die Vorschriften der Gerechtigkeit, Sanftmuth, Dienstfertigkeit, thätigen Menschenliebe u. s. w. nicht zu der christlichen Religion rechnen, die er verwirft? weil er ja jene Vorschriften gewiß nicht verwerfen wird! Der Weltumsegler Cook verwarf die Religion der

Insulaner auf der Südsee. Verwarf er nun damit auch die Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit, und die Freundschaft, welche ihm diese Leute an so vielen Orten bewiesen? und das hätte er doch thun müssen, wenn er diese Tugenden, als unmittelbare Folgen und Früchte ihrer Religionen, angesehen und diese Religionen selbst verworfen hätte? So bald ich den Baum aus dem Garten werfe, so entsage ich mich auch der Früchte desselben! Also müssen die würdigen Gesinnungen und Tugenden der Religionsbekenner wohl keine Früchte ihrer Religion sein! Denn diese sind alle verschieden, und müssen also auch ihre unterschiedenen eigenen Früchte tragen; sondern jene Tugenden müssen aus einer andern gemeinschaftlichen Quelle bei ihnen herstammen: und das ist die natürliche Moral! von der sich kein einziger Religionsbekenner so wenig, als der Atheist, lossagen kann; diese natürliche Moral, die er als Mensch hat, und die ihm seine Natur, seine Bedürfnisse, sein Verstand, seine Erfahrungen, seine Kenntnisse, die er von andern Menschen und andern Dingen hat, angeben! Hieraus abstrahirt sich der Mensch eine Menge von Regeln für sein Verhalten, oder vielmehr diese Regeln dringen sich ihm auf, und zwar in Ansehung ihrer Zahl und Güte nach dem Maaße, als er mehr oder weniger Beobachtungs- und Ueberlegungsvermögen besitzt. Es ist das eben der ganze Betrug, womit sich die Religionsverfechter überhaupt täuschen, daß sie die ganze natürliche Moral, die sie als Menschen haben, ihrer Religion anrechnen und zuschreiben! Daher ist denen Redensarten z. E. dieser Mensch hat Religion! Jener Mensch hat keine Religion, schon die ganze fremde und falsche Bedeutung aufgepräget: daß damit so viel gesagt werden soll: Dieser Mensch ist ein redlicher, ehrlicher, auftichtiger, treuer, rechtschaffener u. s. w. Mensch! und Jener ist zu allen Bosheiten fähig, und kein Mensch ist bei ihm sicher! — Nein, sage ich, das sind ganz falsche Begriffe, die man mit dem Worte Religion verbindet! das heißt die Grundsätze der natürlichen Moral der Religion auf ihre Rechnung setzen. Aber freilich, wo würde, wenn das nicht geschähe, die Religion auch sonst noch unter den Vernünftigern so viele Verehrer finden können? Die Religion muß sich mit der Moral schmücken, wenn sie einem Menschen, der Nachdenken besitzt, gefallen soll! Man ziehe der Religion das fremde Kleid, das ihr nicht gehört, und womit sie doch pranget, aus. Man scheide Religion von natürlicher Moral, den Juden, den Christen, den Muselmann u. s. w. von dem Menschen, der ein jeder derselben zu gleicher Zeit ist. Man lasse die Religion keine andern, als die ihr eigenthümlichen Grundsätze

in sich fassen, und verstatte der natürlichen Moral auch, die ihrigen für sich behalten zu dürfen: kurz, man gebe Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. — Dann wollen wir sehen, in was für einem Kleide alsdann die Religion erscheinen wird? Dann mag sie uns ihre eignen Grundsätze auskramen: und wir wollen sehen, ob ohne dieselben die Glückseligkeit nun ein Traum werde? und die Tugend aufhöre, Tugend zu sein? Dann werden wir sehen, daß nach Verschiedenheit der mancherlei Religionen selbst auch die Grundsätze verschieden sind, die sie für ihre Bekenner mit sich führen: sehen, wie die mosaische Religion dem Juden die Beschneidung und andre ganz eigne Andachtsübungen zur Bedingung seiner Gnade bei Gott anbefehle, und wie hingegen dem Indostaner seine Religion rathe, sich von einem Braminen im Ganges reinigen zu lassen, wie dem Japaneser die seinige eine Wallfahrt; dem Muselmann die seinige eine Reise nach Mekka empfehlen; und wie dem Christen seine Religion die Anweisung gebe, sich mit einer Beichtformel zu den Füßen seines Priesters zu erniedrigen, wenn er Gnade vor den Augen seines Gottes finden wolle u. s. w. Dann würden wir auch sehen, daß, je nachdem eine Religion mehr Religion ist, als die andre, sie auch desto mehr die Grundsätze des Fanatismus und der Verfolgungssucht mit sich führe.

Ohne Gott, sagt Herr Mendelsohn weiter, ist Menschenliebe eine angeborne Schwachheit und Wohlwollen wenig mehr als Geckerei. Aber fallen denn mit der Verwerfung jenes zugleich auch meine Vernunft, meine Bedürfnisse, meine Empfindungen, meine Triebe, meine Wünsche und Neigungen zum Vergnügen, und zur Zufriedenheit, mein Verlangen nach einem guten Namen, nach angenehmem Umgang mit Andern, fallen, sage ich, alle diese Dinge, fällt meine ganze Selbstliebe und Menschheit, fallen alle meine Erfahrungen, die ich mir über meine eigene Natur und über die Naturen andrer Menschen und Dinge, mit denen ich in der Welt zu thun habe, gesammelt hatte, fällt das alles zu gleicher Zeit auch mit hinweg? Höre ich nun auf, ein Mensch zu sein? Hungert und durstet mich nun nicht ferner? Weicht nun der Fortpflanzungstrieb und alle übrigen Erhaltungstriebe, ja der ganze Wunsch, glücklich zu sein, von mir? Habe ich nun keine Bedürfnisse mehr, die befriedigt sein wollen? Mit einem Worte, höre ich nun auf ein Mensch zu sein? Oder: Wenn ich doch noch Mensch bleibe, kehren sich nun die Ueberzeugungen und Erfahrungen, die ich mir darüber gesammelt hatte, wie ich auf die beste Art jene meine Bedürfnisse und

Wünsche befriedigen könne, mit einemmale bei mir um? — Wenn sich meinen Sinnen ein Wesen zeigt, das so aussieht und gestaltet ist, wie ich; bin ich nun durch meine Unwissenheit über die Gottheit unfähig gemacht worden, auch den Schluß ferner machen zu können: daß dasjenige, was so gut, als ich, Mensch ist, und gleich mir eine menschliche Natur hat, auch gleiche Wünsche nach Glückseligkeit, gleiche Selbstliebe, gleiche menschliche Empfindungen in Schmerz und Freude und den mannigfaltigen Lagen dieses Lebens mit mir haben werde? Bin ich nun mit einemmale so stockdumm geworden, daß keine Erfahrung mehr bei mir gelten kann? daß meine eigne tausendfache Hülfsbedürftigkeit mich gar nicht mehr davon überzeugen kann, ich müsse selbst dienstfertig, mitleidig, freigebig, helfend gegen Andre sein? daß keine Erfahrung mich mehr lehren kann, ich müsse friedfertig, bescheiden, gerecht, aufrichtig, treu, dankbar, liebreich sein? und ich müsse kein Dieb, kein Fälscher, kein Verläumder, kein Betrüger, kein Zänker u. s. w. in der Gesellschaft sein, wenn ich selbst leben und gute Tage sehen wolle? oder, wenn mein eignes Verlangen nach Zufriedenheit und Glück befriedigt werden solle? — Wenn ohne Gott, oder, welches einerlei ist, ohne Religion, keine Menschenliebe statt findet, so kann also wohl kein Samariter sich, als bloßer Mensch, eines unter die Mörder gefallenen Juden jammern und durch das bloße Gefühl der Menschheit sich zur thätigen Hülfe gegen denselben bewegen lassen? und so wird es hingegen wohl einem Priester und Leviten unmöglich sein, vor ihrem unglücklichen Glaubensgenossen gleichgültig vorübergehen zu können? Sei sie immer nur Gleichniß, diese Geschichte, so bietet doch die alltägliche Erfahrung immer noch Beispiele und Beweise von der darin enthaltenen Wahrheit an: daß gar nicht die Religion oder der Glaube an einen besondern Gott es sei, welcher thätige Menschenliebe hervorbringe und zur unmittelbaren Folge habe! nein; sondern, daß die wahre Menschenliebe die reine Wirkung der natürlichen Moral, oder, unsers Selbstgefühls, unsrer natürlichen Empfindungen, unsrer Vernunft, und unsrer gesammelten Erfahrungen sei! Und wenn nach Herrn Mendelsohns Schlußart also da, wo am meisten Religion gefunden wird, auch die meiste Menschenliebe wohnen muß: so wird dem zufolge wohl die jüdische Religion die reichste Quelle der zärtlichsten Menschenliebe sein müssen? — Nun wahrhaftig! Dem Himmel sei die Menschenliebe geklagt, zu deren Beweisung der Glaube an den Jehova seine Bekenner auffordert! „Du sollst denen, die andern Göttern dienen, nicht die mindeste Gunst beweisen, dich mit ihnen nicht

befreunden, ihnen kein Glück oder Gutes wünschen, dein Lebelang, ewiglich! Du sollst sie vielmehr auszurotten und zu vertilgen suchen! Alle Arten der Ungerechtigkeit, des Stehlens und Raubens, sind dir gegen sie erlaubt! Ja selbst deines Bruders, deines eignen Kindes, des Weibes in deinen Armen, des Freundes der dir ist, wie dein Herz, sollst du nicht schonen, dich seiner nicht erbarmen, sondern sollst ihn erwürgen, und deine Hand die erste zur Ermordung über ihn sein lassen, so bald er auch nur heimlich ein Wörtchen von fremden Göttern fallen läßt. — — Das ist mir eine Menschenliebe, wie sie die Religion geben kann, wenn sie recht Religion ist! — — Nimmer und in Ewigkeit soll ihr auch nur der mindeste Eingang in mein Herz verstattet werden! — Nein, ich mag nicht von der Religion lernen, wie ich meinen Nächsten lieben, und Menschenfreund sein solle? Ich will es einzig und allein von der Natur lernen!

„Ohne künftiges Leben," sagt Mendelsohn ferner, „ist Menschenliebe, Schwachheit!" Hierauf antworte ich: daß ich die Fortdauer des Menschen nach dem Tode keineswegs leugne. Aber diese Hoffnung beruhet bei mir nicht auf Gründen der Religion; denn hier wäre sie auf Sand gebaut! sondern auf Gründen, die mir die Natur darbietet, und aus welchen sie die Vernunft durch die sichersten und analogischen Schlüsse herleitet.

1) Es sind das ganz verschiedene Dinge, die nichts mit einander gemein haben und gar nicht zusammen gehören, nämlich: die Phantome verwerfen, welche sich die Phantasien der Menschen vom zureichenden Grunde machen und ausbilden, und die sie unter dem Namen von Gottheiten verehren! und, — die Fortdauer des Menschen nach dem Tode leugnen! Der Atheismus bezieht sich, sowohl dem Wort- als Sachverstande nach, lediglich auf Jenes. Er faßt blos die Leugnung und Verwerfung jener Gottheits-Phantome in sich: keineswegs aber begreift er auch die Leugnung und Verwerfung der Hoffnung der Unsterblichkeit des Menschen selbst in sich. Ein andres ist ja: wenn von der Beschaffenheit meines zureichenden Grundes die Rede ist! ein andres: wenn von mir selbst, und von meinem gegenwärtigen und künftigen Dasein gesprochen wird. Es ist wahrer Unverstand, diese himmelweit von einander verschiedenen Dinge, mit einander zu verwechseln und in eins zusammen zu kneten!

2) Diesem, was eben gesagt ist, zufolge, kann es Atheisten geben, die zugleich, neben ihrem Atheismus, auch die Fortdauer des Menschen

nach dem Tode leugnen! Es kann aber auch Religionsbekenner geben, die, neben ihrer Religion, die Hoffnung der Unsterblichkeit verwerfen!

Wenn ein Atheist an der Fortdauer des Menschen nach dem Tode zweifelt, oder sie gar verwirft: so ist dies eine besondre, zu seinem Atheismus hinzugekommene Meinung bei ihm, die gar nicht aus seinem Atheismus floß, sondern die nur als eine ganz fremde und ihm gar nicht verwandte Meinung, sich neben demselben, in einem und eben demselben Kopfe einquartirte.

So freimüthig und unzweideutig ich mich nun auch schon selbst für die Hoffnung eines künftigen Lebens erkläre und bekenne, so theuer und werth mir diese selige Lehre auch ist, und so viele allgemeine Ermunterungen sie auch für mich mit sich führt, hier im Gutesthun nach meiner besten Erkenntniß nicht müde zu werden, die Schwierigkeiten, welche mir auf dem Wege der Rechtschaffenheit aufstoßen, mit standhaften Muthe zu überwinden, und in guten, meinen Nebenmenschen nützlichen Handlungen so reichlich, als möglich, zu säen, damit ich auch dort reichlich erndten möge: so deucht mich doch, daß es zu weit gegangen sei, wenn man annehmen wolle, daß jene Hoffnung der eigentliche stärkste Hauptbewegungsgrund sei, der einen Menschen zur Uebung der Rechtschaffenheit und zu einer würdigen vernünftigen Aufführung in der hiesigen menschlichen Gesellschaft nur erwecken könne! — Es ist unleugbar: Das Gegenwärtige, das auf unsre Sinne wirkt, hat überall eine stärkere Kraft, uns zu reizen und zu bewegen, als das, was künftig ist, und sich uns nur aus einer dunkeln Ferne her zeigt! Und man gebe nur genau auf sich selbst Acht, so wird man finden, daß, wenn man auch noch so sehr gewohnt ist, sich mit den frohen Aussichten in die Zukunft oft zu unterhalten und zu ermuntern, diese Betrachtungen doch eigentlich nur mehr Quelle der Beruhigung, des Trostes, und der stillen Freude für uns sind, als daß sie uns bei den, im gemeinen Leben vorkommenden Gelegenheiten, wo wir zu handeln haben, und bei den einzelnen Entschließungen, die wir fassen, zum eigentlichen, nächsten und unmittelbaren Bewegungsgrunde dienen sollten. Nein, nach den gegenwärtigen Umständen und nach der vorhandenen äußerlichen Lage, in welcher wir uns jedesmal mit unsrer Entschließungs- und Handlungsfähigkeit befinden, und so, wie unsre Sinne, diese Umstände und diese Lage, unserm Verstande und unsrer Vernunft angeben, diese Vernunft auch unsre alten, schon gesammelten Erfahrungen dabei zu Rathe ziehen kann; darnach, sage ich, erfolgen insgemein und natürlich unsre Entschließungen und

Handlungen, ohne alle Rücksicht, die wir etwa dabei auf ein künftiges Leben nach dem Tode nähmen! Und wenn dieser letztere Gedanke ja bisweilen hinzu kommt, so kommt er doch insgemein zu spät, um noch eigentlicher Bewegungsgrund sein zu können! kommt gemeiniglich hinterher, wenn die Entschließung schon gefaßt, und vielleicht die ganze Handlung schon vollbracht ist! Es würde auch eine ganz wunderbare, und ich möchte fast sagen, abenteuerliche Bewandtniß mit dem Menschen haben, wenn er hier in der gegenwärtigen Gesellschaft und Verbindung leben und handeln sollte, die Triebfedern aber, die ihn handelnd machten, in einer ganz andern Welt und Verbindung der Dinge statt fänden? wenn die Maschine hier sein und die Gewichte, durch welche sie in Bewegung gesetzt werden könnte und müßte, in einem ganz andern Zusammenhange der Dinge, in einem ganz andern künftigen Zustande vorhanden und zu suchen wären. Man kann sich auch bei jedem vorkommenden Falle, wo der Mensch sich entschließen und handeln soll, durch die schwächste Ueberlegung überzeugen: daß es jene Bewandtniß mit dem Menschen gar nicht haben könne und daß die Erwartung eines künftigen Lebens wohl ein allgemeiner, und eben darum weniger kräftiger, niemals aber ein besondrer, nächster, und unmittelbarer Bewegungsgrund zu irgend einer einzelnen, speciellen, vernünftigen Entschließung und Handlung für den Menschen sein könne. Ich will es an einem Beispiele zeigen: Ich halte mich z. E. überzeugt, daß, wenn ich ein würdiger, mithin auch glücklicher Bürger der dortigen Gesellschaft dereinst werden wolle, ich mich hier schon möglichst befleißigen müsse, mich als einen würdigen Bürger der gegenwärtigen Gesellschaft aufzuführen. Allein wie wende ich diesen allgemeinen Grundsatz nun bei den einzelnen Handlungsarten, die ich hier zu üben habe, an? Müssen mir hier nun nicht meine Sinne, meine Vernunft, meine Natur, die Naturen andrer Menschen und Dinge, die ich kennen lerne, und alle meine menschlichen Erfahrungen, die ich mache, müssen mir, sage ich, diese Dinge nicht die eigentlichen Lehrmeister sein, die mich unterrichten, was, und wie ich zu handeln habe, um ein guter Bürger dieser Gesellschaft zu sein? Und gesetzt, ich fände weder in meiner menschlichen Natur, noch in denen Dingen, die hier von außen auf meine Sinne Eindrücke machen, keine Warnungen wider die Laster der Trunkenheit, der Unmäßigkeit, der zügellosen Ausschweifungen in der Wollust, oder der Ungerechtigkeit, der Falschheit, des Betruges, der Verleumdung, der Hartherzigkeit u. s. w. wider meinen Nächsten? würde jener allgemeine Grundsatz von einem künftigen Leben

alsdenn wohl das kräftige Motiv sein können, mich dieser Laster zu enthalten und der entgegengesetzten Tugenden zu befleißigen? Kann sich das Jemand, der auch nur des schwächsten Nachdenkens fähig ist, einbilden? — Nein, wo die Motive aus dem gegenwärtigen Leben für einen Menschen keine Kraft haben; da werden die aus einem künftigen Zustande nach dem Tode hergenommenen vollends nichts vermögen!

Herrn Mendelsohns fernere Beschuldigungen gegen den Atheismus lassen sich noch in folgende Sätze zusammendrängen:

1) Ein bündiger Atheist müsse Alles aus Eigennutz thun.

2) Die Ohngötterei sei die eigentliche Quelle alles Fanatismus: wenigstens sei es zweifelhaft, ob bei Religionsbekennern der Fanatismus ohne innere Ohngötterei wüthend werden könnte?

3) Herr Mendelsohn weiß offenbare Atheisten nachzuweisen, die mit Wuth und Verfolgung ihre Lehre auszubreiten gesucht hätten.

4) Ein Atheist sei ein Mensch, der Alles fürchtet, nur keinen Gott.

Was den ersten Satz betrifft: Ein bündiger Atheist müsse Alles aus Eigennutz thun, so frage ich den Herrn Mendelssohn: ob irgend ein Mensch, ein Thier, oder ein Wesen, es sei, welches es wolle, sich regen und bewegen, oder irgend eine Entschließung fassen, oder die allerkleinste Handlung unternehmen könne, anders, als aus dem Triebe der Selbstliebe oder des Eigennutzes? Wenn eine Pflanze sich unter den übrigen Pflanzen Platz zu machen sucht; wenn sich ihre saugenden Gefäße öffnen, um aus der Luft und Erde Nahrungssäfte an sich zu ziehen, wenn ein Vogel den einen Baum verläßt, und nach einem andern hinfliegt, wenn der Mensch Hand oder Fuß bewegt, die kleinste Entschließung faßt, irgend eine Handlung übt, hier erwählt, dort verwirft: liegen nicht überall bei diesen Bewegungen und Veränderungen, die diese und alle übrigen Wesen, es sei mit Bewußtsein, oder ohne Bewußtsein, an sich bewilligen, liegen, sage ich, dabei nicht überall die Gesetze der Selbstliebe oder des Eigennutzes zum Grunde? Ist der Gewinn irgend eines Vortheils nicht bei allen Regungen, Bewegungen, Bestrebungen und Handlungen aller Wesen die eigentliche wahre Absicht, und der einzige Zweck? Selbst die Aufopferungen, welche ein Mensch für Andre macht, wenn sie auch noch so sehr Verleugnungen seines Eigennutzes zu sein scheinen! alle Wirkungen und Handlungen des Wohlwollens und der Gütigkeit, stammen sie nicht im Grunde aus der eigennützigen Absicht bei dem Menschen her, sich ein Vergnügen machen, und seine eigene Zufriedenheit dadurch schaffen zu wollen? Selbst alle Religionsübungen,

welcherlei sie nur sein mögen, werden sie nicht alle aus Eigennutz unternommen, und abgewartet? — Warum geht Herr Mendelsohn in den Tempel? warum betet er? warum feiert er seinem Jehova zu Ehren Festtage? warum setzt er sich, wenn es das Gebot so haben will, auf einen Aschenhaufen? warum wartet er mit Genauigkeit seine Religionsgebräuche ab? warum anders, als, um seinen Jehova bei guter Laune über sich zu erhalten? um dessen Zorn zu verhüten, und sich seines segnenden Wohlgefallens würdig zu machen? — Wenn Herr Mendelsohn die Ueberzeugung hätte, daß er von dem Jehova im mindesten weder etwas zu fürchten, noch zu hoffen habe, würde er noch wohl geneigt sein, sich auch nur mit einem einfachen Kopfnicken seinetwegen zu incommodiren? Hat also das ganze Gebäude seiner Religionsübungen etwas anderes als den Eigennutz zur Schwelle? Oder, wenn etwa Herr Mendelsohn, wie es jedoch nicht den Schein hat, heller Philosoph genug sein sollte, sich in seinem Herzen über den ganzen Religionskram hinwegzusetzen, es aber doch, um der Verbindungen mit seinen Brüdern willen, für gut fände, sich den äußerlichen Schein eines echten Juden vor ihren Augen zu bewahren, wäre auch das alsdann nicht wieder Eigennutz? — Kurz, Herr Mendelsohn soll ewiglich diejenige Entschließung und Handlung nicht zu nennen oder anzugeben im Stande sein, die irgend ein Mensch anders, als aus dem Bewegungsgrunde des Eigennutzes fassen oder üben könnte. Die Sache ist unmöglich, weil die Selbstliebe die einzige nur mögliche Triebfeder aller unsrer Handlungen ist. Hieraus ergiebt sich aber auch schon überhaupt, wie unphilosophisch seine obige Behauptung sei, insofern er dem Atheisten über den Eigennutz eine Beschuldigung machen will. Herr Mendelsohn hätte sich gar nicht in das moralische Fach einlassen sollen, da es ihm sogar an den allerersten Elementarbegriffen zur Beurtheilung des handelnden Menschen fehlt.

Allein, vielleicht nimmt er das Wort Eigennutz im engsten Verstande: wo es die Gesinnung eines Menschen bezeichnet, der bei seinen Handlungen nur blos seinen unmittelbaren Privatvortheil dergestalt zur Absicht zu haben pflegt, daß er sich auch bei vorkommenden Fällen kein Bedenken daraus macht, demselben das allgemeine Beste der Gesellschaft aufzuopfern? — Gut! so frage ich ihn; wo stammt diese Gesinnung bei einem solchen Menschen her? Offenbar doch einzig und allein aus den eingeschränkten Begriffen und Kenntnissen, die ein solcher Mensch alsdann von seinem Glücke, oder von demjenigen hat, was mehr, und

was weniger seinen Wohlstand befördert? Es bleibt immer richtig: Eigennutz ist bei allen Handlungen der Menschen, die wahre einzige Absicht und der einzige Bewegungsgrund, der sie nur zu Handlungen antreiben kann! Aber nun kommt es darauf an: ob? und wo der Mensch seinen größern Vortheil sieht?

Meint nun Herr Mendelsohn, ein Atheist greife immer nur nach dem nächsten Vortheil, so heißt das mit andern Worten: Ein bündiger Atheist sei allemal ein dummer Teufel! — Und so wird also wohl der theologische Glaube den Menschen klug machen? und der größte Gläubige, oder, der den meisten Aberglauben in seinem Kopfe beherbergen kann, der größte Philosoph sein? — O, des philosophischen Mendelsohns!!!

Die zweite Beschuldigung war: Die Ohngötterei sei die eigentliche Quelle alles, besonders, des wüthenden Fanatismus. — Was mag doch Herr Mendelsohn für einen Begriff vom Fanatismus haben? Das Wort kommt her von fanum, ein Göttertempel: und bedeutet den Eifer, mit welchem Jemand seiner Götterlehre oder Theologie und seinem Religionssysteme anhängt, es vertheidigt, es allein gehuldigt und dagegen alle anders denkenden Menschen mit ihren Meinungen verbannt wissen will. — Nun möchte ich in aller Welt wissen, wie der bündige Atheist, der gar keine bestimmte Gottheit hat, und anbetet, dennoch für diesebe eifern, und von dem Feuer des Fanatismus für die Ehre eines Dinges entbrannt sein könne, dessen Existenz er leugnet?

Gerade die jüdische Religion ist, wie schon gezeigt worden, die Quelle des Fanatismus. Und der Grund davon liegt in den jüdischen Religionslehrsätzen selbst. Nach derselben ist die Gnade Gottes ein bloßes Familien-Vermächtniß, das dem Abraham und seinem Saamen ausschließungsweise gestiftet und versichert worden ist. (5. Mos. 7, 6.) Daher ergiebt sichs von selbst, daß das Bestreben, Proselyten zu machen, nie im Ernste wahre Absicht und wirkliches Geschäft bei den Juden werden könne! Ich, der ich nicht aus jüdischem Blute entsprossen bin, mag noch so feierlich zum Judenthume übertreten wollen, so kann ich doch nie ein echter Jude und Erbe des Abrahamitischen Seegens werden: weil diese Möglichkeit schon durch meine Geburt verschüttet ist, und ich nun hinterher nicht mehr in den Saamen Abrahams zurückgepflanzt werden kann. Aus diesem Grunde, weil die Gnade Gottes blos ein Familien-Vermächtniß und Fidei-Commiß für die Juden ist: so verbietet ihnen ihre Religion auch ausdrücklich, sich mit keinen andern Völkern

zu befreunden; sich nicht durch Heirathen mit ihnen zu vermischen; sondern diese, als von Gott verworfene und verstoßene Menschen, als geborne Feinde desselben anzusehen; ihnen nicht die mindeste Gunst zu erweisen; ihnen nicht einmal Gutes oder Glück zu wünschen ihr Lebelang, ewiglich: ja vielmehr, wo sie der Herr in die Hände geben würde, d. h. wo sie sie übermannen könnten, sie auszurotten und zu vertilgen. (5. Mos. 7.) Wenn also die echte jüdische Religion, so, wie sie in dem mosaischen Documente begründet ist, genommen wird: so muß ihr Fanatismus der allerwüthendste und grausamste bleiben, weil er blos auf die Geburt sieht! und wenn diese nicht echt jüdisch ist, sich auf keine andern Bedingungen und Friedensvorschläge mit andern Religionsbekennern einlassen, oder ihnen das mindeste Gehör geben darf: Da hingegen nach dem Glauben der Christen und andrer Religionsbekenner die Gnade Gottes ein allgemeiner Schatz ist, zu dessen Gewinn einem jeden Menschen ohne Ansehen der Person der Zutritt durch die Annahme des von ihnen empfohlenen Religionsbekenntnisses offen stehe! Mithin kann sich ihr verfolgender Fanatismus auch eigentlich nur bis auf die Heranzwingung eines anders Glaubenden zu ihrem angeblich allein seligmachenden Glauben erstrecken. Ist dieser Zweck erreicht, so ist jener gemeiniglich auch besänftigt und befriedigt: wenigstens liegt in ihren Religionssätzen doch kein ausdrücklicher Befehl oder Bewegungsgrund, die Wuth gegen einen fremden Religionsbekenner, oder anders Denkenden, weiter zu treiben! Aber bei dem jüdischen Fanatismus, sage ich, kann blos und allein die Abstammung von Abraham, Gnade vor seinen Augen finden! Hier ist und bleibt allein die äußere stärkere Macht, die ihm andre Religionsbekenner entgegen zu setzen vermögen, das einzige Mittel, ihn in Zaum und Zügel zu halten. Und hierin liegt auch der wahre Grund, warum seit der Zerstörung Jerusalems alle Nationen des Erdbodens, ohne ausdrückliche Verabredung, dennoch so einmüthig die Maxime angenommen haben und ihr bis auf den heutigen Tag folgen und folgen müssen: die unter ihnen lebenden Juden nicht empor kommen zu lassen, sondern ihre bürgerliche Freiheit eingeschränkt, und die Flügel, wie man zu reden pflegt, ihnen immer beschnitten zu halten; damit sie selbst von ihnen nur nichts zu fürchten haben mögen. Ich will es gern zugeben, daß es viele Juden von so edlem, rechtschaffnem, und menschenfreundlichem Gemüthscharakter gebe, der es ihnen nie erlaubt, der Stimme ihrer Religion gehorsam zu sein, die sie durchaus zum Menschenhaß auffordert: und ich bedaure diese Edlen und Gutgesinnten von

ganzem Herzen, daß sie, der Rechtschaffenheit ihres Herzens und Wandels ohngeachtet, dennoch das drückende Joch mit tragen müssen, das alle Staaten auf die ganze jüdische Nation, um der menschenfeindlichen Religion willen, die sie bekennen, legen und halten zu müssen, gezwungen sind. Ja es thut mir um die ganze jüdische Nation ohne Ausnahme leid, daß sie in der unglücklichen Lage ist, in einer Religion geboren zu werden, die ihre Bekenner allen übrigen Menschen nothwendig verdächtig machen muß; die Diese durchaus zur Vorsicht und Vorkehrung nöthiger Sicherheitsanstalten wider Jene auffordert; die es also leider hindert, daß Jene von Diesen nie, mit Vertrauen und Zuversicht, als gleiche Mitbürger angenommen, und zum Genuß gleichmäßiger gesellschaftlicher Rechte zugelassen werden könne. Ganz gewiß würden auch selbst die lasterhaften Juden nie der Abschaum geworden sein, wenn ihre Geburt sie mit einer bessern Religion zusammengebracht hätte! Allein, da die Sache mit ihrer Religion nun einmal so steht, wie sie steht, so mag man nicht nur überhaupt gegen die ganze jüdische Nation so menschenfreundlich denken, als man wolle; sondern auch in einzelnen Fällen diesen und jenen einzelnen Juden in seinen edlen und redlichen Gesinnungen und Handlungen tausendmal vorzüglicher finden, als viele Christen und andre Religionsbekenner: so muß man doch eingestehen, daß, so lange sie Anhänger und Bekenner einer so menschenfeindlichen Religion sind und bleiben, diese sie andern Menschen schlechterdings verdächtig machen und halten müsse! und daß ein williges, vernünftiges Zutrauen der andern Bürger zu ihnen, um jenes Grundes willen, platterdings unmöglich sei!

Die Juden beweisen einen ungemessenen Nationalstolz durch die eifersüchtige Sorgfalt, die sie anwenden, um die alte Scheidewand, welche Moses zwischen ihnen und allen andern Menschenfamilien gezogen hat, immer noch unverletzt zu erhalten! Welcher Jude wird sich z. E. entschließen, sich mit einer Christen-Tochter in ein öffentliches Ehebündniß einzulassen? Und gesetzt auch, daß diese die jüdische Religion annehmen wollte, würde sie geduldet werden? Welche Verfolgungen würden sich von Seiten der Juden ergeben? Und doch könnte diese ganze Nation allem Druck, den sie leidet, mit einemmale ein Ende machen, wenn sie nur von ihrer Seite so willfährig wäre, die äußerliche Scheidewand wegzuwerfen, als die Christen dies von ihrer Seite zu thun, von langen Zeiten her schon versucht haben und noch versuchen! Und worauf gründet sich nun dieser jüdische Nationalstolz? Er muß

doch etwas für sich zu haben glauben, das ihn für alle Bedrückungen und für alle gegenseitige Verachtung, die er leidet, entschädige? Von Seiten der menschlichen Natur kann er keine Vorzüge behaupten. Denn diese ist allen Menschen gemein. Aber, der alte Religionswahn, daß die jüdische Nation die Kinder des Reichs, und das von Gott besonders erwählte Volk sei! macht ihnen alle übrigen Völker in ihren Augen verächtlich und geringschätzig. Denn jener Wahn ihrer privaten Erwählung ist von dem menschenfeindlichen Gedanken der geschehenen Verwerfung aller übrigen Völker unzertrennlich und im Grunde ein und eben derselbe Gedanke. Bleibt aber dieser Gedanke bei ihnen stehen, so können die andern Nationen nimmermehr den Juden trauen. Jene müssen Diesen, um ihrer eignen Sicherheit willen, die Hände gebunden halten.

Warum bestehen sie darauf, ein abgesondertes Volk bleiben zu wollen, das sich mit keinem andern Volke, das seine Abstammung nicht von Abraham herrechnen kann, vermischen mag? Warum wollen sie es nicht zugeben, daß ihre Nation, mit den eigentlichen Bürgern des Landes durch gegenseitige Verheirathungen zu einer Familie zusammenschmelze? Warum wollen sie uns nicht den mindesten Theil an ihrem Abrahamitischen Segen nehmen lassen, und gleichwohl verlangen, daß wir ihnen an unserm gesellschaftlichen Segen gleichen Antheil mit uns bewilligen sollen? Warum wollen sie einen besondern Staat im Staate ausmachen? Macht sie ein solches Begehren nicht offenbar verdächtig? und wäre es nicht wahre Unvorsichtigkeit, wenn die eigentlichen Bürger ihnen eine so verdächtige Prätension bewilligten, und dadurch ihre ganze Sicherheit aufs Spiel setzten? — Kurz und gut: So lange die Juden mit andern Menschen nicht eine Familie werden wollen: so lange beweisen sie dadurch, daß sie wider andre Menschen etwas haben, daß ihnen diese in ihren Augen verächtlich und wohl gar verabscheuungswürdig sind! und so lange ist es unmöglich, daß ihnen Diese trauen könnten.

Nun treffen wir auf die allerliebste Erklärung, die Herr Mendelsohn von einem Atheisten angiebt. Was ist ein Atheist für ein Ding? — Wer Ohren hat, zu hören; der höre! — Ein Atheist ist ein Wütherich, der Alles fürchtet, nur keinen Gott! — Hat man jemals, so lange die Welt steht, einen solchen monströsen Begriff in rerum natura realisirt gesehen? Wie mag ein solches Geschöpf aussehen, das sich zwar vor keinem unsichtbaren Gott, aber außer diesem vor allem fürchtet, was auf seine Sinne Eindrücke macht? ein Geschöpf, das also von

dieser unbegränzten Furcht getrieben, sich in einer ewigen Flucht vor Allem, was außer Gott da ist, befinden muß? das, wenn es noch eines Wunsches fähig ist, keinen andern haben kann, als den: aus der Welt, diesem Inbegriff lauter ihm furchtbarer Dinge, herausfliehen zu können! und das, wenn es auch ein solches Loch aus der Welt hinausfände, alsdann doch noch die Furcht vor sich selbst mitnähme, und dem schreckenden Bewußtsein seines eignen Daseins nicht entfliehen könnte? Und wenn man sich diesen Hasen aller Hasen, der sich sogar vor sich selbst fürchtet, zugleich als einen Wütherich, und als von schrecklichem Eifer beseelt, vorstellen soll, kommt alsdann nicht ein wahres Absurdum heraus? Dies Unding soll ein Wütherich gegen die Unschuld sein? — Also fürchtet es wohl die Unschuld nicht? — Und doch soll es Alles fürchten! — Also ist die Unschuld, von der Herr Mendelsohn spricht, auch wohl ein Unding? — Doch, wer mag das verhedderte Zeug auseinander wickeln? Ich verstehe das Kauderwelsch nicht, und weiß in der Theorie von den Undingen, und ihren gegenseitigen Verhältnissen untereinander, nicht Bescheid. — Indessen kann ich doch nicht umhin, ihm wenigstens eine, aus der alltäglichen Erfahrung hergenommne Frage vorzulegen. Woher kommt es denn, daß es unter seinem Volke sowohl, als unter andern Religionsbekennern, so unzählig viele giebt, die von Jugend auf in der Lehre von Gott unterrichtet sind, und es steif und fest glauben, daß dieser Gott sie sehe, höre, und umgebe; und die gleichwohl durch diesen Glauben im mindesten nicht zurückgehalten werden, wenn sie gesonnen sind, ihre unartigen Lüste zu befriedigen, und unedle Handlungen zu begehen? Sie gehen fleißig in die Tempel, und hören von der Strafgerechtigkeit des Himmels predigen; kehren aus denselben geradeswegs zu ihren Lastern der Ungerechtigkeiten und Betrügereien im Handel und Wandel, zur Befriedigung ihrer Leidenschaften des Ehrgeizes, der Habsucht, des Hasses, der Rache, der Unzucht u. s. w. zurück. Was vermag also die Furcht vor Gott, die ihnen ihr Glaube predigt, bei ihnen? Die Buhlerin glaubt einen Gott, vor dem man sich fürchten müßte; und fährt, mit aller Gottesfurcht, in ihren Ausschweifungen ununterbrochen fort. Der Dieb und Räuber zweifelt nicht daran, daß Gott ihn sehe; und daß dieser Gott hier und dort strafen könne: — ist er aber nur sicher, daß kein Mensch ihn sehe; so stört ihn im übrigen sein Glaube an Gott und die Furcht vor demselben, in seinem Unternehmen auch nicht. Der betrügliche Handelsmann wartet seinen Gottesdienst fleißig ab, und bekennt es, daß Gott gerecht sei, und vor seinen Augen keine

Sünde verborgen bleiben könne; demohngeachtet läßt er keine Gelegenheit, wo er seinen Nächsten vervortheilen kann, ungenutzt vorübergehen. Der Stolze, der Ehrgeizige, der Rachgierige, der Verleumder, u. s. w. sind doch mehrentheils keine Atheisten?! Sie glauben alle, daß man Gott fürchten müsse; — und fröhnen bei aller ihrer Rechtgläubigkeit und Gottesfurcht, ungestört ihren Lüsten? Ist das nicht die alltägliche laute Erfahrung? — Was für Kraft hat also die Furcht vor einem Gott, die Menschen von Vergehungen abzuhalten? wie will denn also Herr Mendelsohn sein Urtheil rechtfertigen: daß ein Mensch, auf den gegenwärtige und sichtbare Dinge mehr Eindruck machen, als die Vorstellung eines unsichtbaren verborgenen Gottes; der mehr die ihm vor Augen liegenden Gefahren scheue, als die entfernten Strafgerichte des Himmels; daß ein solcher Mensch der allergefährlichste und zu allen Bosheiten fähigste Mensch sei? — Zum Beschluß will ich noch ein paar Anmerkungen hinzufügen:

a) die erste soll einen unmaßgeblichen Vorschlag für diejenigen aus dem Hause Jacob enthalten, welche etwa, über die unangenehme Lage, in welcher sie sich zeither gegen die eigentlichen Bürger des Staats befunden, schon längst mißvergnügt, gern an ihrer Seite die Scheidewand wegwerfen, und treue, redliche Bürger des Staats werden möchten; wenn sie nur nicht gezwungen würden, bei ihrer Lossagung von der jüdischen Religion auch nothwendig eine von den herrschenden Religionen der Gesellschaft, deren echte Bürger sie werden wollen, annehmen zu müssen? Es giebt gewiß viele Juden, denen ihre jüdische Religion gar nicht ans Herz gewachsen ist; denen die Entsagung derselben gar keine große Ueberwindung kosten möchte; deren Verstand sich Gründe genug gesammelt hat, die sie zu dem Entschluß bestimmen können, die Religion ihrer Väter zu verabschieden: Aber — was sollen sie machen? — Nach der herrschenden Idee, die die Phantasie auf den Thron erhoben hat, soll doch ein jeder Bürger irgend eine Religion haben? und in Deutschland gar, eine von den drei bestimmten und allein privilegirten sogenannten christlichen Religionen! — So viele Gründe nun die Vernünftigern unter den Juden auch haben, ihre jüdische Religion zu verwerfen; so sehr fehlt es ihnen an Gründen, welche ihnen die Annahme einer dieser herrschenden Religionen empfehlen könnten. Die Lage der Sache ist so, daß sie blos mit der Religion einen Tausch treffen sollen! und hier scheint ihnen keine des Eintauschens werth zu sein. Sie möchten gern die ihrige vertauschen; aber sie möchten sich nicht gern dafür

mit neuen Ungereimtheiten beladen. Jemehr ihre Entschlossenheit, mit ihrer alten Religion brechen zu wollen! von einem aufgeklärten Verstande und von einem reifen Nachdenken bei ihnen zeugt, desto weniger will sich dieser aufgeklärte Verstand bequemen, neue Widersprüche, die ihm als Friedensbedingungen vorgelegt werden, zu unterschreiben. Meine Gedanken hierüber sind folgende:

Der Staat hat, wofern man der Stimme der Vernunft, der menschlichen Natur und den angebornen Rechten der Menschheit Gehör geben will, bei allen Religionsangelegenheiten seiner Bürger eine nur blos verneinende, keineswegs aber eine bejahende Stimme. Ja selbst, die ganze Absicht des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen hat es, wenn sie erreicht werden soll, zur unumgänglich nothwendigen Bedingung, daß sich der Staat in Ansehung der Religion seiner Bürger blos mit der verneinenden Stimme, die ihm übertragen ist, begnüge; und sich auf keine Weise, auch nicht in der mindesten Aeußerung, eine bejahende Stimme darüber anmaße! weil, wenn dies letztere geschieht, das Glück der Gesellschaft, anstatt gebaut und gefördert zu werden, vielmehr unausbleiblich gewiß verwüstet und zerstört wird! — Ich will mich nun deutlicher erklären, was ich unter der verneinenden und bejahenden Stimme verstehe?

Wenn ich sage: der Staat hat nur blos eine verneinende Stimme bei der Religion seiner Bürger, so heißt das soviel: der Staat kann diejenigen und solche Religionslehrsätze seinem Bürger verbieten und untersagen, die geradezu Intoleranz und Menschenhaß lehren, Aufruhr predigen, und also wider das Wohl und Glück der Gesellschaft streiten, oder, mit der Grundabsicht, warum Menschen in Gesellschaft zusammen leben, im Widerspruch stehen. Aber diese verneinende Macht hat er auch nur bis so weit, und um keinen Schritt weiter, als das allgemeine Wohl der Gesellschaft, wenn es bestehen soll, diese Verneinung erheischt und erfordert! So lange eine Religionsmeinung von der Art ist, daß das Wohl der Gesellschaft neben ihr bestehen kann: so darf der Staat seine verneinende Stimme nicht wider dieselbe von sich hören lassen, oder die ihm anvertraute Macht zur gewaltsamen Unterdrückung derselben mißbrauchen, weil er von den Bürgern zu keiner Unterjochung ihrer unschuldigen Gewissensfreiheit und zu keiner Uebung eines willkührlichen Gewissenszwanges über sie, bevollmächtigt ist. Die große Absicht, warum Menschen in Gesellschaft leben, nemlich: mit gemeinschaftlichen Händen ihr gemeinschaftliches Glück zu bauen, ist das große Grundge-

setz, dem der befehlende Theil im Staate, so gut unterworfen ist und bleiben muß, als der gehorchende: und Jener muß sich also mit dem Gebrauch der ihm anvertrauten Macht lediglich nach jenem Grundgesetze richten.

Nie und in keinem einzigen Falle aber hat der Staat eine bejahende Stimme über die Religion seiner Bürger! d. h. der Staat kann keine positive Religion anbefehlen; kann nicht von dem Bürger fordern: so, oder so, solle er sich die Gottheit vorstellen! diese, oder jene Religionsmeinung solle er haben, annehmen, bekennen und lehren u. s. w. ja der Staat kann überhaupt dem Bürger nicht befehlen, daß dieser irgend eine Religion haben solle! Denn der Staat hat blos auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft zu sehen, und kann nur von dem Bürger fordern, daß er ein solches Verhalten beobachte, das diesem allgemeinen Wohl zuträglich sei. Und zu einem solchen vernünftigen Verhalten in der Gesellschaft liefert die natürliche Vernunftsmoral die Regeln. Mit dieser hat es also der Staat zu thun. Die Religion hingegen bezieht sich blos auf Gottesverehrungen, und lehrt eigentlich nicht, wie sich der Mensch in der Gesellschaft? sondern, wie er sich gegen die Gottheit zu verhalten habe? — Die Gottheit, und die menschliche Gesellschaft aber sind zwei ganz verschiedne Dinge. Kommt nun die Theorie, die sich Jemand von der Gottheit macht, oder sein Religionssystem, dem Wohl der Gesellschaft, deren Bürger er ist, nicht in die Quere; hat und bekennt er keine Religionsmeinung, welche mit den Pflichten, die er in der Gesellschaft zu beobachten hat, im Widerspruch stehen; ist seine Religion mit seinen Bürgerpflichten verträglich: so muß, so lange diese Bedingung dauert, es übrigens durchaus seiner eigenen Gewissensfreiheit überlassen bleiben, welche Religionsmeinungen es sein mögen, die er für wahr hält? — Denn der Staat ist an ihm befriedigt! — Will dieser nicht da, wo er kein Intresse hat, mit willkührlicher tyrannischer Gewalt über die Gewissensfreiheit seiner Bürger herrschen: so muß er ihre Religion unangetastet lassen, so lange er sie von einer Seite unschuldig findet, und darf die Annehmung keiner andern von dem Bürger mit Gewalt fordern. Sagt nur ein Bürger: ich kann mir gar keine nähere Vorstellung von der Gottheit machen; ich weiß nicht was die Gottheit ist? mithin weiß ich auch nicht, wie ich sie auf eine ihr anständige Art verehren soll? ja ich muß daraus, daß sich dieselbe mir völlig unentdeckt gelassen hat, schließen, daß sie kein Gegenstand meiner Dienste und Verehrungen sein wolle: ich kann mich also mit gar keiner Religion befas-

sen. — Aber, ich will als ein treuer und redlicher Bürger der Gesellschaft leben, und hier denen mir obliegenden Pflichten ehrlich nachkommen: so ist der Staat bei diesem Bürger nicht allein ebenfalls mit seinen gerechten Forderungen in Ansehung des bürgerlichen Verhaltens, die er nur an seine Bürger machen darf, befriedigt; sondern noch obenein viel gesicherter, als bei dem Bürger, der zugleich Religionsbekenner ist. Denn bei Jenem kann er auch sogar der Furcht entübrigt sein, die er in Ansehung des Letztern behalten muß: daß nemlich irgend ein Religionswahn ihn zur Uebertretung einer bürgerlichen Pflicht auch nur je verleiten könne; da er gar keine Religion hat!

Diese Grundsätze, deucht mir, sind von so einleuchtender Wahrheit, daß ich nicht sehe, wie ihnen mit Verstand auch nur in einem Worte widersprochen werden könne? Und so würde sich also die obige Frage: wie es diejenigen Juden anzufangen hätten, die ihre Religion wohl verlassen, aber nicht gern zugleich eine andre annehmen wollten, wider die ihr Verstand sich ebenfalls sträubet? von selbst entscheiden lassen. Der Staat hat ja, ihr vom Hause Jacobs! auch in Ansehung eurer Religion keine andre, als nur eine verneinende Stimme! und es ist ihm nicht zu verdenken, daß er diese seine verneinende Macht gegen euch, in Versagung der gesellschaftlichen Rechte und Vortheile geltend macht! Da es am Tage liegt, daß eure Religionssätze dem Wohl der Gesellschaft widersprechen. — Sagt euch von eurer Religion los! so ist der Staat befriedigt. Ob ihr dann an jener Statt eine andre Religion, wider die der Staat nichts einwendet, annehmt? oder, ob ihr gar keine Religion weiter bekennen, sondern blos der natürlichen Vernunftsmoral in Beobachtung aller gesellschaftlichen Pflichten gemäß leben wollet? das kann und muß dem Staate gleichgültig sein; und bleibt, den unverletzbaren Rechten der Menschheit zufolge, lediglich eurer eignen Gewissensfreiheit überlassen! Es kommt blos auf die Wegräumung eines Hindernisses, und nicht auf die Hinstellung einer neuen Sache an! Und jenes Hinderniß ist eure Religion! Fällt diese dahin: so fallen die Ursachen eurer Absondrung von den übrigen Bürgern zugleich mit hinweg; so werdet ihr weiter keinen Zweifel und Anstoß darin finden, euch bei vorkommenden Gelegenheiten durch Verheirathungen mit andern Bürgern zu vermischen, und euch zur Tragung gleicher Lasten in Friedens- und Kriegszeiten mit ihnen zu verbinden. Und geschieht dies; bequemet ihr euch an eurer Seite, echte treue Bürger der Gesellschaft und mit den übrigen Bürgern eine einzige große Familie zu sein! so

wird sich kein gesitteter Staat der handgreiflichen Ungerechtigkeit schuldig machen, euch bei dieser Verfassung eurer Existenz in der Gesellschaft fernerhin die gleichmäßige Theilnehmung an allen gesellschaftlichen Vortheilen und Rechten, gleich den ursprünglichen Bürgern, zu versagen!

Allein, möchtet ihr sagen, gewisse politische Anordnungen im Staate haben sich mit einigen Religionsgebräuchen der herrschenden Kirchen schon so vermischt und vermengt, und hängen so genau an einander, daß, wenn wir uns jenen unterwerfen wollten, wir diesen zugleich werden mit huldigen sollen? Man nehme z. E. die löbliche Einrichtung mit den Geburtsregistern. Sind diese nicht mit den Taufregistern dieselbigen? Ich antworte hierauf: dem Staate kann an der Tauf-Ceremonie im mindesten nichts gelegen sein. Er gewinnt und verliert nichts dadurch, ob einem Kinde oder erwachsenen Menschen eine Hand voll Wasser über den Kopf gegossen wird, oder nicht? Die Kindtaufe ist ohnehin etwas, das nicht einmal das Vorurtheil des Alterthums für sich hat; sondern als eine spätere Erfindung einer andächtelnden Phantasie, der Geschichte zufolge, angesehen werden muß. Da also dem Staate nur blos daran gelegen sein muß, zu wissen, welche neue Bürger ihm geboren werden? und mit welchen Kindschaftsrechten diese da sind? so sehe ich nicht ab, was ihn hindern sollte, dem Verlangen derer zu willfahren, die ihre Kinder in die Register der Gebornen eintragen lassen wollten, ohne sie der Tauf-Ceremonie zu unterwerfen, und den bloßen Geburtsscheinen dieselbige gerichtliche Kraft zu ertheilen, welche die Taufscheine haben. Ich bin gewiß, daß, wenn nur erst einige Juden bei der Verfassung ihrer jüdischen Religion, diese einfache Einrichtung, der Haltung bloßer Geburtsregister, beim Staate für sich bewirkt hätten, alsdann, ehe man sichs versähe, unzählige Christenfamilien, denen schon längst die Tauf-Ceremonie nicht mehr hat schmecken wollen, auch hinzutreten und diese Einrichtung über ihre Kinder bewilligen würden. Und auch dies würde alsdann ein neues Mittel werden, die bürgerliche Vereinigung derer, die aufgehört hätten, Juden zu sein, mit den alten Bürgern des Staats desto leichter zu befördern. — Auf eine ähnliche Art könnten auch, im Fall bei den Trauungs-Ceremonien sich Irrungen ergeben sollten, diese sehr leicht gehoben werden. — Was aber die Sabbaths-Feier betrifft, so würde ich denen aus dem Judenthume, die ihre Religion verließen, ohne eine neue annehmen zu wollen, rathen, daß, da doch nun ihre Feier des letzten Wochentages mit ihrer Religion zugleich aufhören müßte, und ihnen folglich nun alle Tage der Woche

einen gleichen Werth hätten; sie diejenigen Tage, welche sich die ganze Bürgerschaft des Staats feierte, für sich zu bloßen Ruhetagen machen sollten. Und in der That, gelten sie bei unzähligen Christen für etwas mehreres? — Diese Tage könnten auch angewandt werden, um sich an denselben moralische und allerlei andre wissenschaftliche Vorlesungen halten, und sich in den mancherlei nützlichen Kenntnissen, die man gern haben möchte, und zu denen die gewöhnlichen Berufsgeschäfte in der Woche keine Zeit verstatten, unterrichten zu lassen.

b) In meiner zweiten Anmerkung will ich nur noch denen gutmüthigen Religionslehrern, die vielleicht über die Sachen, von denen in dieser Schrift gehandelt ist, vorher weniger nachgedacht hatten, und sich nunmehro mit ihren Ueberzeugungen und Zweifeln in Verlegenheiten gesetzt sehen, aus denen sie sich nicht zu helfen wissen, den kurzen Rath geben: Macht es, wie Jesus! Es ist euch unbenommen, euch so, wie er that, der bildlichen Vorstellung eines himmlischen Vaters zu bedienen, wenn ihr die Menschen zur Zufriedenheit mit ihren Schicksalen, und zur frohen Erwartung eines immer glücklichern Lebens ermuntern wollt. Schonet mit der Klugheit und Vorsicht, die er übte, der herrschenden Vorurtheile, da, wo sie noch zu mächtig sind; damit durch ungestümes Angreifen derselben nicht das Gute gehindert werde, das ihr sonst noch hättet stiften können. Eifert aber auch nie für Ceremonien-Dienst. Vertraget sowohl den Andächtigen, als auch den, der es nicht ist. Lobt nicht den Einen; scheltet nicht den Andern. Wenn ihr nicht das Herz habt, oder die Umstände es euch nicht erlauben, Glaubenslehren zu bestreiten! so laßt sie wenigstens schlummern. Ueber alles aber laßt es euer unablässiges Geschäft sein, Moral zu lehren! Bei dem gemeinen Mann ist seine ganze Religionskenntniß so durch und durch chaotisch, daß er sich selber nicht die mindeste Rechenschaft darüber geben kann. Es ist ein bloßer Schall von Worten und Redensarten, der ihm immer so und so vor den Ohren geschallt, und an welchem sich also blos diese gewöhnt haben. Man suche die vorhandene Verwöhnung der Ohren an einen gewissen Mißklang, allmählig durch die Angabe verwandter bessrer Töne abzustimmen. Man suche den subjectivischen Glauben erst in die Cur zu nehmen, und lasse den objectivischen so lange stille ruhen, bis jener so weit gebracht ist, daß er anfängt, mit letzterm selbst unzufrieden zu werden. Man wecke die Vernunft des gemeinen Mannes, welche zeither bei dem bloßen Wörterkram hatte schlafen müssen, allmählig durch die Vorlegung solcher Wahrheiten auf, die er auf der Stelle begreifen, einsehen, und

für unwidersprechliche Wahrheiten gelten lassen muß, und bei denen zugleich seine Selbstliebe sich mit ihrem Intresse durchaus verwickelt findet. Alsdann wird diese seinen Verstand immer muntrer machen und die Aufmerksamkeit desselben schärfen. Der Lehrer kann hernach, wenn er erst mit seinen Zuhörern auf diesen Zug ist, ihrem Verstande eine Wahrheit nach der andern vorlegen; er wird auf diesem Wege immer ihre Aufmerksamkeit für sich finden. Ja je länger sich ihr Verstand vorher geruht hatte, desto muntrer wird er sich nun zeigen; mit desto mehrerer Erwartung und Begierde, mehr zu lernen, werden sie sich nun in den Hörsälen einfinden. Nun lernen sie eigentlich erst ihren Lehrer als Lehrer ansehen und schätzen: weil sie sich ihres Lernens von ihm bewußt werden. Nun werden die neuen Kenntnisse, die sie sich einsammeln, auch ein ihnen angenehmer Gegenstand, von welchem sie sich in ihren Privatgesellschaften und andern Zusammenkünften unterhalten. Ihr Verstand freut sich nun des neuen Vermögens, nunmehro über Sachen urtheilen zu können, von denen sie vorher nichts verstanden: und die Zweifel, auf die er noch stößt, schärfen seine Aufmerksamkeit für die künftigen Gelegenheiten, die ihm weitern Unterricht anbieten. — So, sage ich, ist es eine von der Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß der Verstand des gemeinen Mannes, für die Aufnahme bessrer Belehrungen dieser Art der fähigste sei: weil die Vorurtheile bei ihm durch nichts unterstützt sind, und nicht den mindesten Schatten von einem Fundamente haben, auf welchem sie ruheten; sondern in einem bloßen Wortschall und leerem Wörterkram bestehen. Eben so begreiflich ist es auch, warum die Theologen die Unbeschnittensten an Herzen und Ohren sind, sobald von Abdankung falscher Religionsmeinungen die Rede ist. Denn die Phantasie dieser Leute hat zugleich eine Menge von Worten zusammengekettet, die, ihrem Vorgeben nach, die Beweisgründe ihrer göttlichen Wahrheiten sein sollen. Ist nun gleich die Vernunft, und wenn sie sich über diese Arbeit zu Tode quälte, nicht im Stande, die mindeste Beweiskraft für sich in diesen angeblichen Gründen zu finden, so dient Jenen dies Wortgeklapper doch wenigstens dazu, um ihre eignen sowohl, als auch die Ohren Andrer damit zu betäuben; damit der Widerspruch, den die Vernunft macht, nicht gehört werden möge. Und wer es bedenkt: wie sehr der Eigennutz dieser Leute bei der Erhaltung der Religionsmeinungen seine Rechnung finde, wie ihr ganzes hierarchisches Ansehen darauf beruhe, welche Demüthigung es für den geistlichen Stolz sei, von seiner ganzen hohen Gelehrsamkeit es eingestehen zu sollen,

daß ihr wesentlicher Inhalt ein Traum sei u. s. w. — wer das, sage ich, erwägt, — nun! dem wird es ja begreiflich sein: warum der Stamm Levi seine Stiftshütte mit solcher äußersten Zärtlichkeit und Sorgfalt bewacht? warum er, sobald sich eine Gefahr von ferne zeigt, gleich bereit ist, mit Petro, für seinen Herrn in den Tod zu gehen? jedoch, wenn sie näher kommt, — und der Streit hitzig wird! — auch — allenfalls — davon läuft? — und — sein — Heiligthum — im Stiche — läßt? — — — —

II.

Erweis
des
himmelweiten Unterschiedes
der Moral
von
der Religion!
nebst
genauer Bestimmung der Begriffe
von
Theologie, Religion, Kirche
und
(protestantischer) Hierarchie,
und des Verhältnisses dieser Dinge
zur
Moral und zum Staate.

Von
einem unerschrockenen Wahrheitsfreunde.

Frankfurt und Leipzig, 1788.

Im Eingange dieser Schrift bemerkt Schulz, daß, soviel man auch schon über das Verhältniß der Religion und Kirche zum Staate geschrieben habe, diese Frage doch noch keineswegs ins Reine gebracht worden sei. Die Ursache aller vorhandenen Verwirrung liege offenbar darin, daß die Hauptbegriffe nicht genau, richtig und deutlich genug bestimmt worden seien. Geschehe dies, und habe man dann edle, unparteiische und freimüthige Wahrheitsliebe genug, sich die ganz natürlich und nothwendig sich ergebenden Consequenzen, welche es auch sein mögen, gefallen zu lassen, so könne das Endurtheil über diese, für das Wohl des ganzen Menschengeschlechtes und aller bürgerlichen Gesellschaften desselben auf Erden höchst wichtige Frage unmöglich noch ferner ungewiß und schwankend bleiben.

Zur Hauptuntersuchung selber übergehend bemüht sich Schulz, die einzigen wahren Begriffe, die man von Religion und Theologie haben müsse, aufzufinden. Offenbar, sagt er, sind doch, sowohl dasjenige, was man Theologie, als, was man Religion nennet, Sachen, die ihre Beziehung auf die Gottheit haben? — Hierüber wird Niemand mit mir streiten.

Nun frägt sich aber, was ist Gott? oder, was denkt man sich unter dem Wort Gott? — Auch hier wird mir jeder verständige Leser zugestehen, daß, wenn man genau reden will, unter dem Worte Gott nichts anderes und mehreres, als, die Quelle, oder der Ursprung der Welt, oder mit andern Worten, der zureichende Grund vom Dasein der Welt, gemeint und verstanden werde.

Daß die Welt einen zureichenden Grund ihres Daseins habe, und haben müsse, oder, welches einerlei ist, daß ein Gott sei! — ist gewiß noch keinem im Kopfe gesunden Menschen zu leugnen eingefallen. Was nun aber diese Weltquelle, oder die Gottheit, eigentlich sei? worin sie bestehe? was sie für eine Natur und Beschaffenheit habe? ob sie von der Welt verschieden? oder in derselben enthalten sei? u. s. w. — alle diese Fragen sind für uns schlechterdings unbeantwortlich. Unsre Vernunft ist mit allen ihren Urtheilen an die Empfindungen der Sinne gebunden. Wo die Sinne nun nichts empfinden, da kann die Vernunft auch über einen solchen, den Sinnen nie gegenwärtig gewesenen Vorwurf gar nicht urtheilen. Da nun die Gottheit durchaus kein Gegenstand ist, der von unsern Sinnen empfunden werden kann, so weiß auch unsre Vernunft platterdings nicht die kleinste nähere Bestimmung von der Beschaffenheit dieser Gottheit anzugeben: sondern, alles Wahre und

Gewisse aller ihrer Erkenntniß und alles ihres Wissens von Gott, schränkt sich blos auf den trocknen ganz allgemeinen, und im übrigen ganz unbestimmten Satz ein, zu dessen Annehmung sie sich vermöge ihrer eignen Natur, und zufolge des großen überall herrschenden Gesetzes der Causalität gezwungen sieht: — Das Dasein der Welt muß seine Ursach haben, woraus es stammt! — Im übrigen ist es gleichgültig, ob man statt des Worts Ursach, das Wort, Gott, oder zureichender Grund, oder Weltquelle, oder ein anderes gleichbedeutendes setzt.

Er behaupte, fährt Schulz fort, hiermit gar nichts Neues und Unerhörtes; denn ganz abgesehen davon, daß selbst die Scharfsinnigsten unter den Kirchenvätern eingestanden, wie die tiefste Unwissenheit das Resultat ihres schärfsten Nachdenkens über die Gottheit geblieben sei, sei dieses ja bis auf den heutigen Tag das einstimmige Bekenntniß selbst aller sogenannten Gottesgelehrten ohne Ausnahme. Den Satz von der Unerforschlichkeit und Unbegreiflichkeit der Gottheit für den menschlichen Verstand hätten die größten Philosophen mit den unmündigsten Katechismus-Gläubigen gemein.

Hierauf geht Schulz zu dem schon in der „philosophischen Betrachtung" entwickelten Gedanken über, daß die Phantasie kein von der Vernunft leer gelassenes Fach der Unwissenheit dulde, sondern mit ihren Bildern, Hypothesen, Meinungen und Muthmaßungen fülle. Und so werde es denn möglich, daß zu gleicher Zeit die tiefste Armuth und der größte Reichthum an Erkenntniß Gottes in einem Kopfe bei einander wohnen, und das Bekenntniß von der Unbegreiflichkeit Gottes, mit der Versicherung tausend Dinge von Gott erkannt und begriffen zu haben, aus einem Munde erschallen können! möglich: daß, ohngeachtet alle Menschen mit einem Munde bekennen, daß keiner von ihnen es wisse und wissen könne, was Gott sei? dennoch viele unter ihnen sich zu gleicher Zeit Gottesgelehrte nennen, und von den Uebrigen auch dafür gehalten werden! möglich: daß diese Gottesgelehrten die Natur und das Wesen der Gottheit, mit allen Eigenschaften und Kräften derselben, und den verschiedenen Arten ihrer Verhältnisse zur Welt und den verschiedenen Theilen derselben zu lehren, zu erklären, erweislich zu machen, und die übrigen Menschen darin zu unterrichten, sich erkühnen; — und es zu gleicher Zeit als einen Hauptlehrsatz in ihrer Gottesgelehrsamkeit annehmen und öffentlich behaupten, daß die Natur der Gottheit ein für alle menschliche Erkenntniß-Kräfte unerreichbarer und unerforschlicher Gegenstand sei! möglich: daß der Glaube, Gott habe sich Menschen

offenbaret, sei ihnen erschienen, habe mit ihnen geredet, gehandelt, gezürnt, sich wieder mit ihnen versöhnt, u. s. w. zugleich mit dem Glauben, daß kein Mensch Gott je gesehen habe, noch sehen könne, und daß Niemand wissen könne, was in Gott sei? sich in einem Gehirne paaren kann!

Schulz vergleicht die Theologen, deren Aller Bewußtsein von diesem Widerspruch eingenommen sei, mit jenem Candidaten, der über Joh. 3, 8. seine Zuhörer mit dem Unterricht vom Winde erbauen wollte und seiner Predigt folgende drei Theile gab. In dem ersten solle die Frage beantwortet werden: wo der Wind herkäme? — In dem zweiten, die Frage: wo der Wind hinführe? — Und in dem dritten solle gezeigt werden, daß wir Menschen beides nicht wüßten.

Die Phantasie also habe den Menschen (obschon den einen mehr, den andern weniger) mit so vielen besondern Ideen, näheren und positiven Bestimmungen und daraus hergeleiteten Lehrsätzen über die unbekannte Gottheit versorgt, daß die Erde freilich in diesem Verstande voll des Erkenntnisses Gottes geworden sei und der Lehrsatz von der Unbegreiflichkeit und Unerforschlichkeit Gottes seine ganze Bedeutung verloren zu haben scheine.

So wie indeß, fährt Schulz fort, ein jeder Mensch seinen eignen Kopf und seine individuelle Vorstellungsart hat, so wird man auch nicht zwei Menschen finden, deren besondre Vorstellungen und Lehrmeinungen, den Weltgrund oder die Gottheit betreffend, nicht mehr oder weniger verschieden ausfallen würden, wenn sie sie genau angeben sollten. Der gleichförmige Unterricht, und die äußerlichen einstimmigen Symbole sind nicht vermögend, diesen Unterschied zu verhüten oder wegzuschaffen.

Und nun sind wir im Stande, den richtigen Begriff von Theologie und Religion anzugeben. Nämlich:

Der Inbegriff der besondern Lehrsätze und Meinungen, die jemand von der Weltquelle oder der Gottheit hegt, und der besondern (nähern, mehr oder weniger bestimmten) Vorstellungen, die er sich sowohl von ihrer innern Natur und ihren Eigenschaften, als auch von ihren Verhältnissen zu der Welt und den Theilen derselben macht, heißt: seine Theologie.

Ist diese Theologie eines Menschen so beschaffen, daß er zufolge derselben, etwas gegen den Weltgrund oder die Gottheit thun zu können und zu müssen glaubt, hält der Mensch, seiner Theologie zufolge, gewisse Handlungen und Uebungen, die er gegen die Gottheit vornehmen

könne, und die ihre unmittelbare Beziehung auf dieselbe haben sollen, bei sich für möglich und nothwendig: — so entsteht daraus seine Religion.

Dieser Definition fügt der Verfasser folgende Erläuterungen hinzu:

1) Blieben die Menschen dem Lehrsatze der Vernunft von der gänzlichen Unbegreiflichkeit und Unerforschlichkeit der Gottheit getreu und consequent; bedächten sie, daß das Wahre und Gewisse aller unsrer Erkenntniß und alles unsers Wissens von Gott sich blos auf den einfachen, trockenen, ganz allgemeinen, speculativischen und metaphysischen Satz einschränke: die Welt muß einen zureichendeu Grund ihres Daseins haben, oder, es muß einen Gott geben, und beschieden sie sich nun im übrigen der unleugbaren Schranken ihres menschlichen Erkenntnißvermögens und der gänzlichen Unmöglichleit, irgend etwas mehreres, besonderes, näheres und bestimmtes von der Beschaffenheit dieser Weltquelle wissen zu können: — so hätten wir gar keine Theologie und gar keine Religion in der Welt. Diese beiden Dinge fielen alsdann von selbst ganz weg. Sie könnten gar nicht da sein. Man würde nichts von ihnen wissen. Man würde sie auch nicht einmal dem Namen nach kennen. — Denn, jener Satz: die Welt muß einen zureichenden Grund ihres Daseins haben, ist ja blos ein allgemeines Urtheil, das auch nicht die kleinste besondre Vorstellung oder nähere Bestimmung dieses Weltgrundes angiebt oder in sich faßt, woraus sich auch nur der dürftigste Lehrbegriff oder die allerärmste Theologie herleiten ließe. — Eben so giebt uns jener allgemeine Satz auch nicht das mindeste zu thun, legt uns kein Geschäft, keine Uebung auf, hat auf alle unsre Begehrungskräfte und auf unser ganzes Empfindungssystem keinen Einfluß, ist für unsre ganze Handlungsart völlig müßig und unfruchtbar, und kann also bei keinem Menschen irgend eine Religion erzeugen.

2) Die Theologie ist das Frühere, die Religion das spätere, jene die Theorie, diese die Praxis, jene die Mutter, diese die Tochter.

3) Hieraus aber folgt nicht, daß eine jede Theologie auch eine Religion zur Folge haben müsse! Ich kann nicht so schließen: wo eine Theologie ist, da muß auch allemal eine Religion sein! Keinesweges. Es giebt auch unfruchtbare Theologien, die keine Religion erzeugen. Das theologische System oder die besondere Vorstellungsart, welche sich ein Mensch von dem Weltgrunde oder der Gottheit und ihren Beziehungen auf ihn macht, kann so gestaltet sein, daß sie ihm schlechterdings nichts gegen die Gottheit zu thun giebt. Seine Theologie ist alsdann

ein System von blos müßigen Speculationen, die ihm keine Religionshandlung oder Andachtsübung abfordern: und alsdann fällt natürlicher Weise die Religion bei einem solchen Menschen weg, und sein theologisches Lehrgebäude steht für sich einsam da. Hierher gehören z. E. das Lehrgebäude des Spinoza und das System der Natur des Herrn von Mirabaud. Ein Atheist im weitläufigen Verstande ist ein Mensch, der keine Religion hat: aber er kann doch dabei eine Theologie haben. Hingegen ein Atheist im strengsten Sinne ist ein Mensch, der weder eine Theologie noch Religion hat.

4) Aber umgekehrt kann ich überall und ohne Ausnahme so schließen: Wo wirklich eine Religion bei einem Menschen gefunden wird, da kann und muß man eine gewisse Theologie in dem Kopfe dieses Menschen annehmen und voraussetzen, aus der seine Religion entspringt, und ohne welche diese bei ihm nie hätte stattfinden können.

Bei Gelegenheit des letzteren, vierten Satzes läßt sich Schulz gegen Semler auf eine genauere Definition von Theologie und Religion ein, deren hauptsächlichste Aufstellungen folgende sind:

Man will zwar heutzutage fast allgemein unter Theologie nur eine gelehrte Wissenschaft von Gott und göttlichen Dingen verstehen, die lediglich und ausschließungsweise nur denen, die Theologen und Gottesgelehrte von Profession heißen, nöthig sei, ihnen nur zukomme, und ihnen auch nur allein überlassen werden solle: und Herr Semler hat sich von jeher vorzüglich bemüht, diesen Begriff von Theologie in der Welt gangbar zu machen. Allein Herr Semler, und alle, die ihm hierin gefolgt sind, mögen sagen, was sie wollen; so werden sie in Ewigkeit diesen falschen Begriff nicht rechtfertigen können. Die Herrn geben doch im ganzen zu, und werden es nicht leugnen können, daß selbst nach ihren Begriffen die Theologie eine Beschäftigung für das Erkenntnißvermögen sei, die Religion aber ihre Hauptbeziehung auf das Herz und die handelnden Kräfte des Menschen habe! Nun sehen sie wohl ein, daß, wenn ein Mensch mit Bewußtsein handeln solle, er gewisse Vorstellungen, Lehrmeinungen und Grundsätze haben müsse, die ihn so oder so handeln machen. Die Religion des Nichttheologen erfordert also, selbst nach ihrer eignen Angabe, gewisse Erkenntnisse und Lehrsätze, als Grundtheile, ohne welche sie nicht entstehen und da sein kann. Die Herrn Theologen langen also aus ihrem theologischen Magazin so viele Lehrmeinungen heraus und zählen sie dem Nichttheologen zu, als sie zur Hervorbringungen einer Religion bei dem Letztern nöthig

halten. Weil sie ihm aber doch nur etwas, und nicht alles gegeben, weil sie ihm nur eine gewisse kleinere Summe theologischer Lehrsätze haben zufließen lassen, als die ihre ist, die sie für sich selbst behalten haben, so behaupten sie nun: der Laie habe gar keine Theologie. Weniger, heißt also bei diesen Herrn so viel, als gar nichts!

Was enthält denn jeder Katechismus, den jeder Nichttheologe doch lernen muß, anders, als theologische Lehrmeinungen? Ueberdies haben wir schon hinlängliche und deutlichere Unterscheidungszeichen, die die weitläufigern theologischen Kenntnisse des Doctoris Theologiä von dem kleinern Umfang der Lehrmeinungen eines Layen unterscheiden, und das sind die Worte: gelehrt, und nicht gelehrt. Herr Semler thut also nicht allein etwas völlig unnützes daran, daß er dem Worte gelehrt das Wort theologisch, als völlig gleichbedeutend und gar nichts mehr sagend, zur Seite stellen will; und dies um so vielmehr, da derselbige Begriff, der nun nach ihm diese beiden Worte gemeinschaftlich haben sollen, dem Worte gelehrt schon von uralten Zeiten her zugehörig ist: dem Worte theologisch aber nun erst von ihm untergeschoben und ganz neu, wider alle Etymologie, angedichtet wird, sondern er unterhält dadurch auch in der Sache selbst die größte Verwirrung.

Denn dadurch, daß man schon lange nicht mehr die Lehrmeinungen, welche der Religionsbekenner hat, und aus welchen seine Religion bei ihm stammet, von seiner Religion selbst, oder den Andachtsübungen, die er zufolge jener Lehrmeinungen abwartet, sorgfältig genug unterschieden, sondern beides unter einen Begriff zusammengebracht und mit dem allgemeinen Namen Religion benannt ist: dadurch ist doch offenbar die Bedeutung dieses Wortes viel weitläufiger geworden. Je weitläufiger und weniger bestimmt aber ein Begriff ist: desto ungewisser und schwankender ist er, desto mehrere Mißverständnisse und Mißdeutungen läßt er zu, und desto leichter kann er in der Anwendung die Quelle der gröbsten Irrthümer werden. Noch mehr: da man einmal angefangen hatte, die alte Bedeutung des Wortes Religion, und den ursprünglichen, auf die bloßen Andachtsübungen eingeschränkten Begriff desselben, durch Hinzufügung und Unterschiebung gewisser theologischer Lehrmeinungen zu erweitern: so schritt man, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, nun immer weiter. Man begnügte sich nicht damit, blos diejenigen ganz eigentlich theologischen Lehrsätze, welche zunächst das Wesen Gottes und das specielle Verhältniß desselben zu den Menschen angeblich betreffen sollten, zur Religion zu rechnen, sondern man warf nach und

nach auch ganz fremde und nicht theologische, bloße Vernunfts= und Naturwahrheiten hinein. Lehrsätze, die blos den physischen Zustand des Menschen und dessen Veränderungen betrafen (z. E. von der Fortdauer nach dem Tode), mußten nun durchaus Religionslehren werden; ja sogar die ganze gesellschaftliche Moral mußte den Religionsstempel annehmen und sich in dies heilige Gebiet versetzen lassen; die ganze Natur wurde für ein allgemeines Religionsbuch erklärt, in welchem jedes Blatt besondern Unterricht von Gott ertheile u. s. w. So fuhr man mit allen Vernunfts= und Naturwahrheiten, sie mochten von dem theologischen Fach noch so weit entfernt liegen, in die Religion hinein: und dadurch wurde diese ein solches Magazin, worin man kluges und dummes, Wahrheit und Irrthum, Vernunft und Aberwitz, nach Belieben finden kann, — Ein wahres Quodlibet! —

Nun kam Herr Semler. Es kann sein, daß er es merkte, daß man zu viel zur Religion rechnete, und daß er die gute Absicht hatte, dies zu viele der Religion wieder abzunehmen, und den Begriff derselben eingeschränkter, bestimmter, und dadurch wahrer zu machen, um der dadurch eingerissenen Schwärmerei einigen Einhalt zu thun. — Allein unglücklicherweise sah er der Sache nicht tief genug auf den Grund. Er fing an zu bröckeln und nahm der Religion von ihrem unermeßlichen Gebiete, das größtentheils aus lauter unrechtmäßigen Usurpationen bestand, nur eine überaus kleine und unbeträchtliche Provinz ab. Dies hätte man nun wohl dem ersten Schein nach, als wenigstens etwas Gutes ansehen und gelten lassen können. — Allein, daß er nun hinter dieser abgenommenen Provinz die Grenzsteine legte, und dadurch alle übrigen unrechtmäßigen Besitzungen der Religion, für ihr wahres, ihr rechtmäßig zugehöriges, wohl hergebrachtes Eigenthum erklärte und ihr zugestand, und daß ihm alle Welt dies auf sein Wort glaubte, und durch sein Ansehen verleitet, keiner sich einen weitern Zweifel in Ansehung der übrigen Provinzen beifallen ließ; sondern den titulum possessionis, welchen die Religion davon führte, für hinlänglich documentirt uud ausgemacht schon annahm und voraussetzte, — dies war es eben, wodurch nicht nur jener kleine Vortheile ganz vernichtet, sondern der alte Schaden bei weitem noch viel größer gemacht wurde.

Denn, man bedenke: Was hat Herr Semler dadurch der Religion eigentlich abgenommen, daß er sagte: „die Theologie muß von der Religion geschieden werden!" — unter der Theologie aber keineswegs alle und jede Lehrsätze von Gott und dessen angeblichem nähern Verhält=

nisse zu dem Menschen, die der Religionsbekenner mit dem Theologen von Profession gemein hat, sondern nur blos das wissenschaftliche und gelehrte, was dieser vor jenem in dieser Art von Kenntnissen voraus haben soll, verstand? —

Was bleibt nun dem Semlerischen Theologen übrig, wenn man von seiner Theologie alle die Lehrsätze abzieht, die der Religionsbekenner auch haben und wissen muß, wenn bei ihm eine Religion zum Vorschein kommen und geboren werden soll? — Wird es etwas mehreres und besseres sein, als eine Portion Schulfüchsereien, Sophistereien, Wortklaubereien? — Noch mehr! da der Kopf eines Religionsbekenners anders geformt ist, als des andern seiner, der eine sich also wohl vielleicht mit ein paar trocknen Lehrmeinungen begnügt, und für seine Religion genug daran hat, der andere aber zu seiner nothwendigen Beruhigung durchaus mehr wissen muß und zu wissen verlangt, als ihm sein Katechismus auftischt: der dritte und vierte vielleicht von solchen Zweifeln über die zu ihrer Religion gehörigen Glaubenslehren gequält werden, daß der Theologe sie in seine ganze Rüstkammer führen, und ihnen viele seiner gelehrten Waffen, die doch nur zu seinem alleinigen Gebrauche bestimmt waren, mittheilen muß, um, wo möglich, die quälenden Zweifel niederzuschlagen und Gewissensruhe wieder herzustellen: der Kopf des fünften, von den eingenommenen Glaubens- und Religionslehren vielleicht gar solche heftige Schmerzen empfindet, zu deren Stillung in der ganzen gelehrten Apotheke des Theologen schlechterdings kein Balsam zu finden ist: — — wie will nun Herr Semler die Grenze zwischen dem, was der Religionsbekenner zu wissen nur braucht und bedarf, und dem, was sein Theologe mehr, als jener wissen muß, angeben, festsetzen, und auf die kleinste mögliche Art bestimmen können? — Wenn die Religion auch Lehrsätze in sich faßt und die Theologie nur die weitere Entwicklung derselben begreift: — wo hört alsdann die Religion mit ihren Lehrsätzen auf? und wo fängt die Theologie mit ihren weitern Entwicklungen an? Oder, mit andern Worten: Was scheidet den Religionsbekenner von dem Semlerischen Theologen, wenn, und in sofern Jener es eben sowohl, als Dieser, mit Lehrmeinungen zu thun hat? — Herr Semler, und alle, die sich durch falschen Begriff haben täuschen nnd zum Nachbeten verleiten lassen, sollen in Ewigkeit diesen Scheidepunkt nicht anzugeben im Stande sein: — wofern sie anders auf die wirkliche Natur der Menschen, auf die unendliche Verschiedenheit derselben und auf die daraus entstehende eben so große Verschiedenheit ihrer

Bedürfnisse sehen und sich nicht etwas blos in ihrer Phantasie träumen wollen.

Man siehet also, daß Semler durch seine Art, die Theologie von der Religion zu scheiden, den Begriff der Religion keineswegs berichtiget, genauer bestimmt, oder in engere Grenzen eingeschlossen hat.

Aber auf der andern Seite hat er eben dadurch, daß er dem Religionsbekenner, als solchem, alle Theologie absprach, — die Lehrmeinungen, welche der Religionsbekenner hat, und überall doch haben muß, als, zu dessen Religion selbst wesentlich gehörig angenommen! — folglich den falschen, zu weitläufigen Begriff, den man schon von Religion hatte, durch sein Ansehen noch mehr bestätigt und ihn vollends in den Umlauf gebracht. — Seit dieser Zeit hat man auch von Theologie weit weniger überall reden gehört; aber desto mehr von Religion! — Religion ist das allgemeine Schiboleth geworden. Anstatt, daß man sonst Systeme der Theologie hatte, so erscheinen nun lauter Systeme und Lehrgebäude der Religion. Alles was sonst theologische Schrift genannt wurde, führt jetzt den Namen einer Religionsschrift. — Das Wort Theologie ist ausgemerzt, aus der Sprache des gemeinen und gesellschaftlichen Lebens verbannt, und in die Rüstkammer unter die alten Meublen geworfen, und dagegen das Wort Religion auf den Thron erhoben worden: — und nun denken unsre seienwollende Aufklärer, wer weiß was, gewonnen, und zur Erleuchtnng des Menschengeschlechts ausgerichtet zu haben! — Man bedenkt nicht, daß man nun die Theologie in die Religion gepackt, und dadurch noch mehr Verwirrung angerichtet hat.

Und diese Verwirrung ist eben die unglückliche Ursache von der fast allgemeinen Täuschung, in der sich unsre Zeitgenossen befinden. Denn, da der Begriff der Religion so ungestaltet weitläufig gemacht worden ist, daß ihm nicht nur alle die theologische Lehrmeinungen selbst, aus welchen die Religion entspringt, mit eingewebt, sondern, wie oben erwähnt ist, auch die ganze gesellschaftliche Moral, die physische Lehre von der Fortdauer nach dem Tode, ja fast alle Vernunfts- und Naturwahrheiten ebenfalls einverleibt worden sind: — so werden dadurch so gar selbst die Klügern geblendet, und mit ihrem Urtheil auf eine Seite hingezogen, wohin sie gewiß nicht fallen würden, wenn man die ganz heterogenen Dinge, aus welchen nun die Religion zusammengesetzt ist, aus einander gelassen, und den reinen, ursprünglichen Begriff der Religion, nach welchem sie blos die unmittelbaren Dienste, Verehrungen und Andachtsübungen selbst, welche von Menschen der Gottheit dargebracht werden,

in sich faßte und bezeichnete, beibehalten hätte. — So mancher sonst vernünftiger Mann entschuldigt und vertheidigt jetzt oft die offenbarsten Alfanzereien und Kirchenfratzen, blos, — weil sie zur Religion gehören, die er, um der anderweitigen vortrefflichen und vernünftigen Wahrheiten willen, die sie zugleich in sich faßt, theils nicht selbst verwerfen kann, theils auch nicht gern von andern verworfen sehen möchte. — In Schriften sowohl, als in mündlichen Unterredungen, überall wirft man mit dem Worte Religion um sich, ohne es zu wissen und sich selbst sagen zu können: was man denn eigentlich unter diesem Worte verstehe? Der Eine lobt die Religion, der Andere tadelt sie. Der Eine spottet über sie, der Andere findet sie ehrwürdig. Ja selbst Männer, die zu den Aufgeklärtesten gerechnet werden, selbst Gelehrte und Philosophen, die einen großen Namen haben, selbst Doctores Theologiä vom ersten Range reden in ihren Schriften und in ein- und ebendemselben Buche so zweideutig von der Religion; — sind in ihren Urtheilen bald für, bald wider dieselbe: daß man offenbar sieht, daß der verworrenste Begriff von der Religion bei ihnen zum Grunde liege, aus dem denn auch nichts anders, als solche verworrene und sich widersprechende Urtheile entspringen können.

Freilich haben alle diese Menschen in ihren sich widersprechenden Urtheilen über die Religion zu gleicher Zeit Recht, so lange der Begriff von Religion so unmäßig weitläufig und eine Niederlage von tausend verschiedenen Dingen ist! denn, da man Kluges und Dummes, Meinungen und Handlungen, die schönsten, dem Menschen unentbehrlichsten Lehren und die albernsten Grillen, erweisliche Vernunftswahrheiten und abgeschmackte Geschichtsmährchen, die nothwendigsten Moralvorschriften und die müßigsten Andachts-Ceremonien u. s. w., da man, sage ich, das alles pêle-mele der Religion einverleibet und den Begriff der Religion also zu einem wahren Pot-pourri von Vernunft und Unvernunft gemacht hat: — so kommt es nun, wenn von Religion die Rede ist, darauf an, von welcher Seite der, der sie jetzt lobt oder tadelt, über sie spottet, oder sie ehrwürdig findet, die Religion ansieht?

Der Unterschied zwischen der Theologie des Theologen von Profession, und der Theologie dessen, der kein Theologe von Profession, aber doch Religionsbekenner ist, besteht blos in dem Mehr oder Weniger! — Immer zugegeben, daß die Theologie des Theologen von Profession mit andern sogenannten wissenschaftlichen Kenntnissen viel ausstaffirter ist, als die Theologie des gemeinen Religionsbekenners, und

daß jener vielmehr davon zu reden wisse, als dieser: so folgt doch nichts mehreres daraus, als: daß die theologische Grillenfängerei des Einen viel größer, weitläufiger und reichhaltiger an Chimären ist, als des Andern seine! Im übrigen mag auch der einfältigste Religionsbekenner seine Andachts-Ceremonien, an die er gewohnt ist, mit noch so kümmerlicher Gedankenlosigkeit abwarten, so liegen doch immer gewisse Lehrmeinungen dabei in seinem Kopfe zum Grunde; — er mag sich diese nun selbst gemacht, oder sie von Andern eingesogen haben. Gesetzt z. E. daß ein solcher Einfältiger bei seinen Andachts-Ceremonien auch sonst keinen weitern, als nur den verworrenen Gedanken hat, daß er glaubt: Er müsse diese Ceremonien machen, sonst strafe ihn Gott, so ist dieser Gedanke seine Theologie! — Und so einfach dieser Gedanke auch zu sein scheint, so sind doch offenbar viel nähere Bestimmungen und Lehrmeinungen von der Beschaffenheit Gottes, von seiner Lust und Macht zu strafen, von der Möglichkeit, ihn wieder zu besänftigen und bei guter Laune zu erhalten, von dem Vergnügen, daß dieser Gott an der vorliegenden Ceremonie, die ihm gemacht wird, empfinde, u. s. w. in jenem einfach scheinenden Gedanken enthalten. Und diese gehören alle zu seiner Theologie! — Daß alle diese seine theologischen Urtheile bei ihm in der dunkelsten Verworrenheit durch einander liegen, thut hier nichts! und benimmt ihnen darum eben so wenig das Recht, seine wirkliche Theologie zu sein und dafür erkannt werden zu müssen, als die Albernheit seiner Andachts-Ceremonie, die er zufolge jener seiner Theologie macht, — und die vielleicht blos darin besteht, daß er (gleich den Domherrn) in einer ihm ganz unverständlichen Sprache seinem Herre-Gott ein abgeschmacktes Gebet vorliest, es hindert: daß diese Ceremonie nicht als eine wirkliche Religionsübung bei ihm angesehen, gelten, und dafür anerkannt werden müßte.

Nach dieser Auseinandersetzung geht Schulz zu der fünften Erläuterung über.

5) Die Verschiedenheit der Religionen unter den Menschen stamme aus der Verschiedenheit ihrer Theologien. Was die sogenannten kirchlichen Theologien und Religionen betreffe (die Schulz weiterhin bequemer die Orakel-Theologien und Religionen der Priester nennt) so werde es einem Jeden von selbst einleuchtend sein, daß nach Maßgabe der Verschiedenheit der kirchlichen Theologien auch die kirchlichen Religionen verschieden seien. So weichen z. E. die katholische kirchliche oder Orakel-Religion und die lutherische kirchliche oder Orakel-Religion darum von

einander ab, weil ihre beiderseitige kirchliche oder Orakel-Theologien von einander verschieden und eine jede jener Religionen ihrer Theologie entsprechend sei.

Allein bei den einzelnen Menschen, fährt Schulz fort, die als Glieder einer gewissen kirchlichen Gesellschaft angesehen werden, möchte es manchem scheinen, ließe sich wohl gar keine Verschiedenheit weder in der Religion, noch in der Theologie gedenken: weil ja eben ihre kirchliche Verbindung in dem Bekenntniß und der Annehmung einer und eben derselbigen gemeinschaftlichen Theologie und Religion bestände? Und gleichwohl ist nichts gewisser, als, daß man bei genauer Beobachtung finden wird, daß bei einer jeden angeblichen kirchlichen Gesellschaft, dennoch ein jedes Mitglied seine besondere ihm allein eigene, und von der Theologie der Uebrigen verschiedene Theologie habe; und daß nach dieser Verschiedenheit ihrer theologischen Vorstellungen ihre wirkliche Religionen eben so verschieden ausfallen.

Denn a) ist es schon darum, weil zwei Menschen, zwei Menschen sind, d. h. weil ein jeder einzelner Mensch seine individuelle von jedes andern Menschen seiner verschiedene Vorstellungskraft und Vorstellungsart hat, ganz unmöglich, daß zwei Menschen sich einerlei Vorstellungen von Gott, der noch dazu ein unsichtbarer und keinem einzigen menschlichen Sinne vorliegender Gegenstand ist, machen sollten, und also wirklich einerlei Theologie haben könnten. — Was absolut unmöglich ist, das kann auf keinerlei Weise in der Wirklichkeit gefunden werden.

b) Alle Uebereinstimmungen der Glieder einer kirchlichen Gesellschaft in Ansehung ihrer Theologie liegt blos in dem äußerlichen harmonischen Wortgeklapper. Sie haben einerlei Glaubenslehren, mit einerlei Worten, aus einerlei Katechismus gelernt. Wenn sie also diese wieder hersagen, so ist freilich eine gewisse Uebereinstimmung, aber — doch blos in den Worten da. — Nun untersuche man aber die Vorstellungen, welche ein Jeder von ihnen mit diesen Worten verbindet, die Begriffe, welche er sich davon macht, die Meinungen, welche er sich daraus bildet; — und man wird nicht zwei Glieder einer und derselben sogenannten Kirche finden, die hier noch übereinstimmen werden.

c) Eben so verschieden sind auch ihre wirkliche Religionen von einander. Man lasse sich nur auch hier wieder nicht durch eine gewisse einzelne scheinbare Uebereinstimmung irre führen, z. E. daß man einerlei Taufe, Abendmahl, Gebetsformeln, oder andre Andachts-Ceremonien unter ihnen findet. Diese scheinbare Uebereinstimmung in der Religion

ist hier bei ihnen das, was jenes übereinstimmende Wortgeklapper in ihrer Theologie war. Aber, man sehe nur die einzelnen religiösen Handlungen selbst, wie sie jeder abwartet, und insofern sie die Früchte und Wirkungen ihrer eigenen Theologien sind, näher an; so wird man den allgemeinen Grundsatz: verschiedene Ursachen haben verschiedene Folgen, auch hier bestätigt finden. Man sehe z. E. auf das Abendmahl. Der Eine genießt es oft; der Andre selten; der Dritte gar nicht. Der Eine hat seine bestimmte Zeit dazu; der Andre wartet gewisse nähere Veranlassungen und Bewegungsgründe dazu ab; der Dritte thut's, wenn es ihm einfällt. Der Eine unterzieht sich vorher vielen Vorbereitungs-Andachten, z. E. Fasten, Beten, Beichtgehen u. s. w. Der Andere kürzt davon etwas ab; der Dritte unterläßt sie alle. Der Eine legt beim Genuß desselben alle seine Gesichtszüge in die ernsthaftesten Falten, nimmt die demüthigste Stellung des Leibes an, verkehrt die Augen und sieht gen Himmel, zirkelt seine Schritte und Tritte dabei ab, ja sogar sein schwarzer Rock muß andächtig sein; der Andere erlaubt sich in allen diesen Dingen mehrere Freiheit; der Dritte verräth durch sein dreistes Herumsehen auf seine Nebengäste und durch die Bemerkung der kleinsten Nebenvorfälle die offenbarste Gleichgültigkeit und die sorgenloseste Zerstreuung seines Gemüths. Der Eine bringt die übrige Zeit des Tages noch mit Beten, Singen, und anderweitigen gottseligen Uebungen zu; der Andere läßt es bei der, seinem Herre-Gott am Altare gemachten Aufwartung bewenden, und hält seine Andacht vorjetzt damit abgethan und beendigt, u. s. w. Ebenso verschieden sind die Gebetsübungen. Ein lutherischer Prediger fand in seiner Gemeinde einen Mann, der es in ehrlicher Einfalt von sich bekannte, daß er das Vaterunser nicht könne, aber die Weise davon kenne er; und da der Prediger diese Weise wissen wollte, ergriff der Bauer den Hut und hielt ihn vors Gesicht: darin bestand die Gebetsübung dieses echten Mitgliedes der Lutherischen Kirche.

Die letzte und sechste Erläuterung lautet:

6) Je nachdem sich die Theologie eines Religionsbekenners verändert, danach verändert sich auch seine Religion. Und ist die Veränderung, welche die Theologie eines vorher noch so eifrigen Religionsbekenners leidet, etwa gar so groß, daß gar keine Religion ferner mit ihr verträglich ist: — muß dann nicht die ganze Religion weichen, und bei ihm ihren Abschied nehmen? (wie dies der Fall bei den Spinozisten, und auch bei dem Anhänger des „Systems der Natur" ist.) Oder, kann und wird da, wo die ganze Theologie selbst bei einem Menschen

völlig zu Grunde gegangen ist (wie bei dem strengsten Atheisten, der sich durch den vernünftigen Lehrsatz von der Unerforschlichkeit des Weltgrundes von allem müßigen Geschwätz über diesen unbegreiflichen Gegenstand abhalten läßt), noch eine Religion übrig bleiben?

Daher kostet es auch gar keine Mühe, die Religion eines Menschen herumzuwerfen, sobald ich nur erst seine Theologie umgestimmt habe: denn jenes erfolgt alsdann von selbst. — Hingegen findet ein jeder Angriff, den ich zuerst auf seine Religion mache, ohne vorher seine Theologie anders gestimmt und in mein Interesse gezogen zu haben, den hartnäckigsten Widerstand. Und dies geht ganz natürlich zu. Denn ich führe ja in diesem Falle wider den Grundsatz des zureichenden Grundes Krieg! — Ich lasse die Ursache stehen: und will ihr ihre Folgen verbieten? — Ich lasse den Baum in seinem ganzen frischen und gesunden Leben dastehen, und verlange doch von ihm, entweder, daß er gar keine, oder, daß er eine ihm ganz fremde und gar nicht natürliche Frucht tragen solle? — Wie widersprechend!!

Nachdem Schulz so die Begriffe von Theologie und Religion mit scharfen Linien gezeichnet, geht er zu dem „Unterschied zwischen Theologie und Religion auf der einen — und der Moral auf der andern Seite" über. Seine Betrachtung ergiebt folgende vier Hauptsätze.

1) Jene Dinge haben es mit ganz verschiedenen Gegenständen zu thun, die sich gar nicht mit einander verwechseln lassen. Die Theologie und Religion beziehen sich, wie wir schon gesehen haben, mit allen ihren Lehrsätzen, Vorschriften und Uebungen lediglich auf die Gottheit oder den zureichenden Grund der Welt. — Die Moral oder Sittenlehre hingegen faßt die Vorschriften desjenigen vernünftigen Verhaltens in sich, das der Mensch gegen sich selbst, gegen seine Mitmenschen oder die Gesellschaft, und gegen die übrigen ihn umgebenden und ihm bekannten sichtbaren Dinge und Geschöpfe, in soweit er nämlich mit Bewußtsein auf diese Gegenstände wirken kann, zu beobachten hat. Wenn also ein Religionsbekenner diese Gegennstände, worauf sich die Moral bezieht, nicht für die Gottheit selbst halten und bekennen und also spinozistisch denken, und seine Religion dadurch selbst für Thorheit und müßiges Spielwerk erklären will; so muß er auch zugeben: Ein anderes sind Theologie und Religion! ein anderes ist die Moral!

2) Alle Vorschriften, nach welchen ein Religionsbekenner seine Religion einrichtet und abwartet, und die er aus seinen theologischen Lehrmeinungen herleitet (wir wollen sie der Kürze wegen Religions-

Vorschriften nennen) lassen sich gar nicht als wahr erweisen. Sie sind, ihrer Natur nach, ungewiß und unsicher und gar kein Vorwurf der Vernunft, sondern des blinden Glaubens oder der Phantasie. Daher auch das Wort Glaube, und der Begriff, den man mit diesem Worte verbindet, nach welchem nämlich ein blinder Glaube die Stelle der Untersuchungen, des Erweises, und der vernünftigen Ueberzeugung vertreten, und den Mangel derselben ergänzen muß, ein Hauptwort und ein Hauptbegriff in allen Theologien, und die Uebung dieses Glaubens die Hauptforderung und die Hauptübung bei allen Religionen ist. — Die Ursach hiervon ist begreiflich. Da der zureichende Grund der Welt der einzige Gegenstand ist, mit dem es Theologie und Religion nur zu thun haben, keine menschliche Vernunft aber im Stande ist, von der Natur und Beschaffenheit dieses Weltgrundes auch nur das allermindeste anzugeben, oder die Frage, worin derselbe bestehe? auch nur mit der schwächsten Gewißheit beantworten zu können: so ist es platterdings unmöglich, von der Wahrheit, Bündigkeit und der verbindlichen Kraft irgend einer Religions-Vorschrift einen Erweis zu führen, der für die menschliche Vernunft überzeugend sein könnte! — Wer will, wer kann es erweisen, daß diese oder jene bestimmte Handlungsart die rechte, die wahre und pflichtmäßige sei? wenn diese Handlungen sich auf einen Gegenstand beziehen sollen, den man gar nicht kennt und von dem man gar keinen nähern Begriff hat??? — Alle Religions-Vorschriften ohne Ausnahme sind also, aufs wenigste gesagt, durch und durch ungewiß, unsicher, und keines Erweises ihrer Wahrheit fähig, sondern können nur mit blindem Glauben gehuldigt werden. —

Die Moral hingegen leitet ihre Vorschriften aus der Natur des Menschen, und der übrigen Geschöpfe, auf welche sie sich bezieht, her: in soweit nemlich diese Naturen den menschlichen Sinnen vorliegen, von denselben empfunden, von dem menschlichen Verstande erkannt, und von der menschlichen Vernunft beurtheilt werden können. Hier ist also offner lichtvoller Tag über die Quelle, aus der die Moral ihre Gebote schöpft! Ein jeder kann hier mit eigenen Augen zusehen, und nach dem Maaß seiner Verstandes-Kräfte es begreifen, verstehen, und überzeugt werden: daß die Gesetze, die die Moral gebietet, in sich wahrhaftig, und für den Menschen nothwendig und verbindend sind. Daher kommt auch die allgemeine Billigung der Moral-Vorschriften unter den Menschen! — Die menschlichen Urtheile sind in keiner Wissenschaft so einstimmig, als in der Sittenlehre. Blos die verschiedenen Lagen, und

das verschiedene Maaß von Erkenntniß und Beurtheilungskräften, das unter den Menschen statt findet, machen es, daß der Eine schärfer und weiter darin sieht, als der Andere: und aus diesen verhältnißmäßigen engern und weitern Gesichtskreisen der einzelnen Menschen können Abweichungen in ihren moralischen Urtheilen von einander entstehen. — So weit sie aber wirklich mit einander sehen, so weit sind sie auch miteinander einstimmig.

3) Was den Nutzen betrifft, den die Religions-Vorschriften schaffen sollen, so geben es die Religionsbekenner selber zu, daß die Gottheit nicht den allermindesten Vortheil von allen Religions- und Andachts-Uebungen der Menschen ziehen könne; weil sie gar keiner Vermehrung oder Verminderung ihrer Vollkommenheiten fähig ist! — Die Gottheit kann durch keine Verehrungen herrlicher, durch keine Demüthigungen größer, durch kein Gebet klüger, durch keine Gelübde und Gaben reicher, durch keine Ceremonien und Aufwartungen zufriedner und vergnügter, durch keinerlei Art von Diensten glücklicher werden! — so wie sie auch keinen möglichen Mißhandlungen ausgesetzt ist; nicht beraubet, nicht verletzet, durch keine Gotteslästrungen beschimpfet und überall auf keine mögliche Weise beleidigt werden, oder durch irgend eine Verhaltungsart des Menschen das mindeste verlieren kann! — Kurz, der zureichende Grund der Welt kann durch keine Bemühungen der Menschen weder zureichender noch unzureichender gemacht werden, als er es schon an und für sich selbst ist, und nothwendig sein muß.

Ebenso wenig kann auch ein Vortheil namhaft gemacht werden, der der menschlichen Gesellschaft aus den Religions- und Andachts-Uebungen erwüchse. Was gewinnt die Gesellschaft dadurch, wenn z. E. hier Einer sich ein Aschen-Fleckchen an der Stirn machen läßt? dort ein Andrer sich auf ein Aschenhäufchen setzt? oder, wenn ein Mensch eine Privat-Unterredung mit sich selber hält, worin er entweder der Weltquelle dafür dankt, daß sie Weltquelle ist; oder ihre unbekannten Eigenschaften und Tugenden rühmt; oder, sich etwas von ihr ausbittet; oder, sich als eine schlechte Folge von ihr, als seinem zureichenden Grunde, anklagt? u. s. w. Was, sage ich, gewinnt die Gesellschaft dadurch, wenn es geschieht? und was verliert sie, wenn es unterbleibt?

Wenn also weder Gott noch die Gesellschaft von den Religions-Vorschriften und Uebungen etwas gewinnt; diese aber doch einen Nutzen haben sollen; so muß ihn wohl der Religionsbekenner selbst einerndten. Und hier müssen wir es nun freilich einem jeden Religions-Gläubiger

selber überlassen, wie hoch er sich die Vortheile und den Gewinn von seinen Andachts-Uebungen anzuschlagen und zu berechnen wisse? — Wir müssen es dem Einen überlassen, wenn er die Reinigung, die ein Bramine im Ganges mit ihm vornahm, als eine Quelle großer Glückseligkeiten für sich, rühmt! — dem Andern, wenn er versichert, im Gegentheil dadurch unendliche Seligkeiten gewonnen zu haben, daß kein unheiliger Bramine ihn in den heidnischen Ganges getaucht, sondern ein christlicher Priester ihm in der Kindheit den Kopf mit heiligerem Wasser gewaschen habe! — Dem Dritten, wenn er alle die Segnungen, die ein reinigender Ganges und ein christliches Taufwasser gewähren sollen, verlacht und sich dagegen das jüdische Beschneidungsmesser lobt, das ihn von der, der Gottheit so anstößigen und ärgerlichen Vorhaut befreit, und dadurch des höchsten und beglückendsten Wohlgefallens derselben würdig gemacht habe! — Wir müssen es dahin gestellt sein lassen, welches untrügliche Verwahrungs-Mittel wider alle Unglücksfälle die pantomimische Bezeichnung mit einem Kreuze an der Stirn und Brust sei? — oder, welche beruhigende Tröstungen und süße Zufriedenheit es dem Andächtigen gewähre, wenn er der ihm unbekannten Weltquelle seine Noth klagt, und sie ersucht, mit bessern Schicksalen für ihn fließend zu werden, u. s. w.

Feilich kann man von manchen Religions-Uebungen eine offenbare Schädlichkeit nachweisen. Ist nicht selbst die Meinung derer, welche das Wesen der Religion in innre Empfindungen, in ein von lauter heiligen Betrachtungen und Regungen erfülltes und begeistertes Gemüth setzen wollen, die unglücklichste Quelle des geistlichen Stolzes, des Religions- und Menschenhasses, ja nur allzuoft der unseligsten Schwärmerei, die schon unzählige Menschen theils auf das Schaffot, theils in das Tollhaus geführt hat?

Der herrliche Segen hingegen und die überschwänglichen Vortheile, welche dem einzelnen Menschen sowohl, als jeder Gesellschaft aus der Befolgung der Moral-Vorschriften zuwachsen, sind so zweifelsfrei, unleugbar, und am Tage liegend, und ihrer ist ein so großer, von allen Seiten zuströmender Reichthum, daß auch das blödeste Auge sie nicht übersehen und verkennen kann. Dringt nicht die tägliche Erfahrung einem Jeden die Ueberzeugung auf: daß Mäßigkeit im Genuß der Nahrungsmittel und der Vergnügungen höchst vortheilhaft, Unmäßigkeit hingegen höchst schädlich sei? daß Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Treue in seinen Zusagen, Friedfertigkeit und alle Pflichten der Gerechtigkeit ganz

unumgängliche und unerläßliche Bedingungen und Obliegenheiten für jeden Bürger der Gesellschaft sind? daß Dienstfertigkeit, Mitleiden, Sanftmuth, liebreiche Zurechtweisungen und alle Tugenden der Menschenliebe die eigentlichen Mittel sind, die unsre menschlichen Tage auf Erden froh, und unser Zusammenleben beglückt und gesegnet machen? u. s. w.

4) Die Moral ist von einer allgemeinen Verbindlichkeit für alle Menschen. Theologie und Religion hingegen sind die blos willkührliche und veränderliche Privatsache des einzelnen Menschen.

Man mag auf denjenigen Theil der Moral sehen, der dem einzelnen Menschen die Regeln eines vernünftigen Verhaltens gegen sich selbst vorschreibt, so wird hier keiner gefunden werden, der diese Pflichten ohne Schaden und unvermeidliche Bestrafung seiner selbst, übertreten könnte. Denn diese Regeln sind alle aus der Natur des Menschen hergenommen. Sie beobachten, heißt also nichts anders, als, seiner eigenen Natur gemäß leben: — sie übertreten, nichts anders, als, seine eigene Natur zerstören.

Oder, man mag denjenigen Theil der Moral ansehen, der die Vorschriften des Verhaltens gegen unsre Nebenmenschen oder die Gesellschaft, in allen unsern bürgerlichen Verhältnissen in sich faßt; so kann auch hier kein einziger Bürger, unter welcherlei Vorwand es auch immer sein möge, sich für berechtigt halten, irgend eine Pflicht zu übertreten, die er, der Moral zufolge, seinem Nebenmenschen und der Gesellschaft schuldig ist; weil ohne die Beobachtung dieser Pflichten der ganze Zweck der Gesellschaft, oder die Erhaltung und Vermehrung ihres allerseitigen Glücks schlechterdings nicht erreicht werden kann. Daher hat die Gesellschaft auch das Recht, von jedem Bürger, er sei Fürst und Landesherr, oder er sei Unterthan, die Beobachtung der Moral-Vorschriften schlechterdings zu fordern.

Eben so ist auch die Verbindlichkeit der Moral-Vorschriften etwas feststehendes und von einer unveränderlichen Kraft! z. E. die Pflicht, sich im Genuß der Vergnügungen und der Nahrungsmittel zu mäßigen; gegen seine Nebenmenschen ehrlich, gerecht, dienstfertig u. s. w. zu sein; diese Pflichten, sage ich, sind nicht etwa nur heute Pflichten! und können morgen, oder jemals aufhören, es zu sein! — Nein, sondern sie bleiben ewig Pflichten und als solche in ihrer ganzen Kraft und Verbindlichkeit unverändert stehen. Nie werden an ihrer Stelle Unmäßig-

keit, Ungerechtigkeit, Falschheit, Undienstfertigkeit u. s. w. Pflichten des Menschen werden! —

Den Satz, daß der Theologie und Religion alle Verbindlichkeit für den Menschen fehle, daß diese Dinge durchaus willkührlich und Privatsache desjenigen Menschen seien, der sie habe und haben wolle, daß der Mensch sie verändern, umkehren, ja gänzlich abschaffen könne, legt Schulz ferner auf folgende Weise in seine einzelnen Theile auseinander.

a) Kein Atheist hat noch durch seine Lossagung von aller Theologie und Religion das mindeste an seiner menschlichen Natur eingebüßt. Ja, wenn wir auf das Zeugniß der Erfahrung hören wollen; so sind bis jetzt noch die bündigsten Atheisten auch zugleich die besten, rechtschaffensten, vergnügtesten, und zufriedensten Menschen gewesen! Und dies ist auch ganz natürlich; — weil, nach geschehener Abdankung der Theologie und Religion die beglückenden Moral-Vorschriften das einzige waren, wonach sie ihre Denkungs- und Handlungsart bildeten. — Wären Theologie und Religion von einer ebenso allgemeinen und nothwendigen Verbindlichkeit für den Menschen, als es die Moral ist: so könnte es ja gar keine Atheisten geben, die ihr Leben froh genössen. Ihr Atheismus müßte ja alsdann ebenso natürliche Folgen und Strafen ebenso nothwendig und unvermeidlich mit sich führen, als Saufen und Fressen, Ausschweifungen in der Wollust, Falschheit, Zanksucht, kurz, als alle Uebertretungen der Moral-Vorschriften dergleichen nach sich ziehen. Allein, ein solcher natürlicher Zwang fehlt bei der Theologie und Religion gänzlich. Diese Dinge kann ein Mensch haben, oder nicht haben: ohne daß er in jenem Falle etwas an seiner Glückseligkeit gewinnt, und in diesem etwas daran verliert.

b) Theologie und Religion sind auch jedesmal eine Privatsache, die den Nebenmenschen und die Gesellschaft gar nichts angeht, sondern die schlechterdings des einzelnen Menschen eigene und außergesellschaftliche Angelegenheit ist. Denn

α) das Verhältniß zwischen dem Menschen und dem Weltgrunde oder der Gottheit ist, wie man sich dasselbe auch immer gedenken mag, doch kein solches Verhältniß, das nur erst aus dem Zusammenleben nur erst möglich würde, und ohne dasselbe gar nicht gedacht werden könnte. Keineswegs. Auf diese Art hätte ja alsdann Adam, da er noch allein war, mit seinem Herr-Gott in keinem Verhältnisse stehen können! — Und man versetze z. E. den Menschen aus der Gesellschaft

auf eine wüste Insel hin. Was hindert ihn hier, wenn er sonst Lust dazu hat, seine eigene Theologie und Religion zu haben? Er würde, wenn er an diesen Dingen Geschmack fände, sich selbst Laie und Priester sein.

β) Da der Weltgrund oder die Gottheit von keiner einzigen menschlichen Vernunft erforscht werden kann, so kann es ja auch mitten in der Gesellschaft keinen einzigen Menschen geben, der in der Theologie und Religion, mit Grunde, Verstand, und der Wahrheit nach, ein Lehrer des Andern sein könnte! — „Wenn ein Blinder dem andern den Weg zeigen will: werden sie nicht alle Beide in die Grube fallen?" Es muß also schlechterdings der eigenen Freiheit eines jeden einzelnen Menschen überlassen bleiben, ob und welche besondern Vorstellungen er sich von der Gottheit machen und ob und wie er dieselbe verehren wolle.

γ) Schon weil die Erfahrung lehrt, daß es nicht zwei Menschen gebe, die einerlei Theologie und Religion hätten, sind diese Dinge im Grunde schon überall wirklich die Privatsache der einzelnen Menschen.

δ) Da eine jede Theologie und Religion ohne Ausnahme, ihre unmittelbare, aber auch einzige und einfache Beziehung nur auf die Gottheit hat, und ihrer Natur nach sie nur allein auf diesen Gegenstand haben kann, sie folglich mit allen gesellschaftlichen Angelegenheiten nicht das mindeste zu schaffen hat: — so, sehen wir ja, geht ja auch die ganze Theologie und Religion des Bürgers, sie mag auch geschaffen und geartet sein, wie sie immer wolle, die Gesellschaft und den Nebenmenschen gar nichts an! Keines andern Menschen Glück oder Unglück, Wohl oder Wehe hängt auch nur im allermindesten mit der Theologie und Religion eines Bürgers zusammen, oder davon ab. Mithin hat ja die Gesellschaft auch nicht das allerkleinste Interesse, sich um die Theologie und Religion eines Bürgers zu bekümmern, oder diese Privatsache desselben nicht seine Privatsache sein und bleiben zu lassen?

ε) Aus allen diesen unbestreitlichen Gründen geht die ganz unwidersprechliche Wahrheit hervor: daß kein Staat, keine Gesellschaft, keine Gesellschaft, keine Obrigkeit, sie mag Fürst und Landesherr, oder Consistorium heißen, keine Priesterschaft, kein Vater und Mutter, kurz, weder eine Gesellschaft, noch irgend ein einzelner Mensch — über die Theologie und Religion, oder Nichttheologie und Nichtreligion irgend eines ihrer Nebenmenschen das allermindeste zu gebieten haben. Hier ist sich ein jeder einzelner Mensch sein eigener und einziger Gesetzgeber.

Die Theologie und Religion können also da sein, die Moral hingegen muß der Gesellschaft wegen da sein.

Aus dem so dargelegten „Unterschiede der Theologie und Religion von der Moral'' zieht Schulz vier Schlußfolgen:

1) Die Theologie mit der Religion haben ihren Posten zwischen dem einzelnen Menschen und seinem Herrn-Gott. Hier gehören sie, ihrer Natur nach, her. Dies ist die einzige Religion, in der sie, so lange sie wahrhaftig Theologie und Religion sein und bleiben und nicht ganz andre Dinge werden sollen, nur leben können. Hier können sie aber auch so lebendig, geschäftig und eifrig sein, als sie wollen, oder der einzelne Mensch, dessen Theologie und Religion sie sind, es gut findet. — Die Moral hingegen commandirt in der Gesellschaft! und hier geht sie der Posten, auf welchem die Theologie und Religion stehen und ihre Geschäfte treiben, ganz und gar nichts an. Die Moral hat auch, so lange die Theologie und Religion auf dem ihnen angewiesenen Posten, zwischen dem einzelnen Menschen und seinem Herr-Gott, bleiben; so lange sie ihn nicht verlassen, und sich in die Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft mischen; folglich eben dadurch aufhören, Theologie und Religion zu sein; und an dessen statt anfangen, bürgerliche Ungerechtigkeit und Beleidigung zu werden: ich sage: die Moral hat auch, so lange dies nicht geschieht, ebensowenig Interesse dabei, warum sie ihre Herrschaft über das theologische und Religions-Gebiet auszudehnen suchen sollte; so wenig ein Erden-Fürst sich mit den Mondbürgern abzugeben, oder diesen Mond zu seinem Gebiete zu ziehen, Lust haben wird.

So wie nun aber die Moral sich um die für sie fremden und zu ihrem Departement gar nicht gehörigen Angelegenheiten der Religion und Theologie unbekümmert lassen muß: — so ist sie auf der andern Seite auch wieder die Alleinherrscherin in der Gesellschaft! wo sie ebenfalls schlechterdings keine Mitregentenschaft der Theologie und Religion dulden darf; sondern das Recht hat, diese Dinge, so bald sie sich auch nur im mindesten in die bürgerlichen Verhältnisse und gesellschaftlichen Angelegenheiten mischen wollen, mit Nachdruck aus denselben herauszuweisen und auf ihren bestimmten Posten, wohin sie gehören, zurückzuzwingen.

Da nämlich ein jeder Religionsbekenner (wie oben erwiesen ist, und wie auch Niemand wird leugnen können), seine eigene, besondere, und von jedes andern Religionsbekenners seine verschiedene Vorstellung

von der Gottheit hat; und da im Grunde und wenn man die Sache beim Lichte besieht, (weil doch kein Mensch die Gottheit selbst kennt!) diese Vorstellung eines Jeden von der Gottheit — sein eigentlicher Herr-Gott ist, den er anbetet: so wollen wir diesen besondern, eigenthümlichen Herr-Gott eines jeden einzelnen Religionsbekenners mit dem besondern Zenith eines jeden einzelnen Menschen vergleichen. Diese Vergleichung paßt um so vielmehr, da man sich den Herr-Gott ohnehin schon gemeiniglich über sich, und als im Himmel wohnend, zu gedenken pflegt.

Wenn nun also ein jeder Religionsbekenner sein besondres Zenith, oder seinen besondern Herr-Gott hat, so ist seine Theologie und Religion die, von seinem Scheitel bis an sein Zenith, in perpendiculärer Richtung hinaufstehende Leiter, auf welcher er nach Belieben und wie es ihm selbst gut dünkt, in seiner Phantasie hinauf, oder heruntersteigen, bald diese bald jene Stufe betreten, sich auf der einen längere auf der andern kürzere Zeit verweilen, bald im Steigen begriffen sein, bald sich wieder ausruhen kann u. s. w. Er kann auch die Stufen in dieser Leiter verändern, ihre Zahl vermehren, oder vermindern, einige alte herauswerfen, und andre neue einziehen, wie es ihm gefällt; d. h. er kann seine theologischen Lehrmeinungen sowohl, als seine Religions- und AndachtsUebungen verändern, einige davon wegwerfen, andre annehmen u. s. w. Ja er kann, wenn es ihm so am besten zu sein scheint, seine ganze Leiter wegnehmen, sie gänzlich cassiren und vernichten, und den Raum zwischen seinem Scheitel und seinem Zenith fernerhin für sich leer lassen: d. h. er kann ein Atheist werden! Und sollte es ihm hinterher gar wieder einfallen und behagen, die schon abgeworfne Leiter dennoch wieder aufzurichten, so steht ihm auch dieses frei: — so wie es ihm unbenommen bleibt, sie, wenn er will, hundertmal wegzuwerfen, und eben so oft, entweder in derselbigen oder in einer veränderten Art, wieder herzustellen; oder sie ein für allemal auf ewig zu cassiren; — kurz! damit zu schalten und zu walten, wie er will: — wenn es N.B. nur immer derselbige Ort, nämlich, zwischen seinem Scheitel und seinem Zenith, bleibt, wo er sein Spiel, oder seine ernsthafte Beschäftigung — mit seiner theologischen und Religionsleiter treibt. So lange er sich an diesem bestimmten Orte damit hält und diese perpendiculäre Richtung nicht dabei verliert, — so irret er im übrigen mit allem, was er nur mit seiner Leiter beginnet oder beginnen mag, keinen einzigen seiner Nebenmenschen. Kein einziger von diesen kann klagen, daß Jener, was

er auch nur mit seiner Religionsleiter vornehmen mag, ihn dadurch beleidige! — weil ja Keiner denselbigen Scheitel und dasselbige Zenith, folglich auch nicht denselbigen Perpendicul mit ihm gemeinschaftlich hat, oder haben kann! — sondern ein jeder dieser Nebenmenschen auch wieder seinen eigenen besondern Scheitel und Zenith hat, wo er es denn mit der Zwischen-Linie, oder seiner theologischen und Religions-Leiter auch kann und halten mag, wie es ihm selbst gefällig ist.

Auf diese Weise, und wenn also diese Dinge das bleiben, was sie ihrer Natur nach sind und nur sein können, ist es ja ganz unmöglich, daß ein Mensch dem andern mit seiner Theologie und Religion zu nahe kommen könnte. Denn, wollte Jemand seine Leiter schräge setzen, und also den Spielraum seines Nebenmenschen beunruhigen, so verliert ja Jener eben dadurch sein Zenith! Seine (Leiter) Theologie und Religion hören alsdann auf, dasjenige zu sein, was sie sein sollten: sie verlieren ihre ganze Natur und ferneres Dasein; und an ihrer Stelle tritt moralische Ungerechtigkeit und Beleidigung des Nächsten ein, die von der Moral zurückgetrieben werden muß. Daher wird ein solcher Beleidiger auch nicht als ein Religionsbekenner, (denn als solcher sündigt er hier nicht; ja, als Religionsbekenner, kann er, im strengen Verstande des Worts und der Sache, niemals sündigen! sich nie irgend eines möglichen moralischen Vergehens schuldig machen!) sondern, als ein freventlicher Störer der bürgerlichen Ruhe und als ein Religions-Verfolger, mit Recht bestraft.

Eben so wenig kann irgend ein Religionsbekenner von seinem Nachbar verlangen, daß dieser nicht eine eigene Religions-Leiter haben, sondern sich der seinigen bedienen solle! Oder, — dieser mag nun eine eigne Leiter schon haben; — oder, er mag sich mit gar keiner Theologie und Religion befassen, und also Atheist sein; — so kann Jener doch in keinem Falle von ihr verlangen, daß er zu ihm auf seine Leiter hinsteigen, diese auch für sich annehmen und gebrauchen, oder mit andern Worten: daß er durchaus mit ihm einerlei Theologie und Religion haben, annehmen, und bekennen solle! Der Narr, der dies verlangt, gehört doch offenbar ins Irr- und Tollhaus! Denn er verlangt ja nichts geringeres, als: daß der Andre nicht seinen eigenen Kopf und sein eignes Zenith, sondern, wider alle mögliche Möglichkeit und trotz aller absoluten Unmöglichkeit, mit ihm ein und eben denselbigen Kopf und ein und eben dasselbige Zenith gemeinschaftlich haben solle! — Kurz, da ein jeder Mensch seinen eigenen Kopf und sein eigenes Zenith hat, so hat ein Jeder auch

Platz genug für seine eigene theologische und Religions-Leiter; so kann Keiner dem Andern dabei hinderlich sein; so kann auch Keiner des Andern seine Theologie und Religion haben; kann sie auch nicht nutzen und gebrauchen; sondern, wenn er eine hat, so muß es durchaus seine eigne, und eine von des Andern seiner verschiedene sein: — hat er aber gar keine? so leidet auch wieder kein Andrer das geringste darunter! und es hat also Niemand das Recht, sich darum zu bekümmern, oder Jenen darüber zur Rede zu stellen, und ihm im mindesten deswegen Vorwürfe zu machen, außer höchstens — der Candidat des Irrhauses, dem man alle dumme und verrückte Streiche zu gute halten muß.

Ebenso sind auch alle Theologien und alle Religionen, so viele derselben, und bei so vielen einzelnen Menschen sie auch nur in der Welt gefunden werden mögen, gleich wahr! und, gleich falsch! — Eine jede Theologie und Religion muß demjenigen, der sie jetzt hat, seine jetzt einzig wahre, und eine jede Theologie und Religion eines Andern muß ihm durchaus eine falsche sein. Denn, er hat nun einmal diesen und keinen andern Kopf, — dieses und kein andres Zenith, — und zwischen diesen beiden Endpunkten ist auch nur die einzige Vertical-Linie, welche seine Theologie und Religion ausmacht, möglich. — Und, da es diese Bewandniß mit jedem andern Religionsbekenner auch hat: so giebt es also gerade so viel wahre Theologien und Religionen, als es falsche giebt! und umgekehrt rc. — und, so ist also die eine Theologie und Religion so wahr, und so falsch, als die andre! und keine einzige ist es mehr, oder weniger, als die Andere! — (Denn das Objekt ist allen gleich unbekannt: mithin gilt das subjektive Urtheil des Einen von demselben so viel, als des Andern seines).

Dieser allgemeine und unbestreitliche Charakter der Wahrheit und Falschheit, der von allen Theologien und Religionen in der Welt ohne eine einzige Ausnahme prädicirt werden kann und muß, hebt aber darum die anderweitigen Verschiedenheiten nicht auf, die sich unter den einzelnen Theologien und Religionen befinden. Wo mehrere Dinge einerlei Art und Gattung gefunden werden, da müssen sich diese Dinge auch durch gewisse Besonderheiten und einzelne eigenthümliche Merkmale von einander unterscheiden lassen. — Die Leiter des Einen kann also mehrere, und die des Andern wenigere Stufen haben; d. h. die Theologie des Einen kann mehrere Lehrmeinungen, und seine Religion mehrere Andachtsübungen in sich fassen, als dies bei einem Andern gefunden wird: die Phantasie des Einen kann allerlei seltsame Sprünge und

lächerliche Grimassen auf ihrer Religions-Leiter machen; unterdessen die Phantasie des Andern mit gravitätischem Anstande, mit vollwichtigen Mienen eines hohen, heiligen Ernstes, und mit regelmäßig abgemessenen Schritten ihre Andachts-Leiter befestigt u. s. w. Alle diese Verschiedenheiten aber hindern es doch, wie Jeder leicht sieht, nicht, daß darum die Leiter des Einen nicht so gut eine, zwischen dessen Kopf und Zenith verticalstehende Leiter wäre, als des Andern seine; und daß also der Charakter der verhältniß- und gleichmäßigen Wahrheit und Falschheit, nicht ein allgemeiner, allen und jeden Theologien und Religionen in der Welt ohne Ausnahme zukommender Charakter sein sollte!

Aber, nun laßt uns auf die Moral sehen! Seitwärts dem Menschen steht ihm sein Nebenmensch und die Gesellschaft! und hier ist das Gebiet der Moral. Wenn also die Theologie und Religion ihre Richtung vertical und zum Zenith hinauf nehmen: — so nimmt hingegen die Moral die ihrige horizontal! und erstreckt hier ihre Alleinherrschaft über alles, was in dieser Richtung rund um den Menschen her befindlich ist, womit er in irgend einem Verhältniß steht, und worauf alle seine Handlungen, die er mit Bewußtsein unternimmt, irgend eine Beziehung haben können. Und, da der Nebenmensch das vornehmste Wesen ist, was der Mensch neben sich hat und kennt, so stehen auch alle diejenigen Handlungen des Menschen, die auf den Nebenmenschen den mindesten Bezug haben, alle bürgerliche und gesellschaftliche Verhältnisse u. s. w. ganz vorzüglich unter den Befehlen der Moral.

2) Was denjenigen Theil der Moral betrifft, der die Vorschriften eines vernünftigen Verhaltens des Menschen gegen sich selbst angiebt: so sieht jedermann leicht, daß es durchaus dem einzelnen Menschen selbst überlassen bleiben muß, wie er die etwaigen Collisionen, welche zwischen diesen Moral-Vorschriften und seinen Religions-Andachten entstehen, mit einander ausgleiche. Denn, da dieser Theil der Moral so gut, als die Theologie und Religion, die bloße Privatsache des einzelnen Menschen ist, so hängt auch das eine so gut, als wie das andere, von dem eigenen Gutachten des Menschen ab. Ja, die bürgerliche Moral, welche durchaus alle Beleidigungen des Nebenmenschen und alle Kränkungen seiner Rechte verbietet, nimmt sogar hier die Gewissensfreiheit des ängstlichen und sich selbst (freilich unnöthiger und unnützerweise) peinigenden Religionsbekenners in ihren Schutz, und vertheidigt dieselbe von Amtswegen wider alle gewaltsame Eingriffe, die andere auf sie machen wollen, und wider alle zwingenden Versuche, den Privat-Gewissens-Streit

des Religionsbekenners durch ein fremdes Urtheil, das nicht auch sein eigenes ist, zu schlichten. Alles, was sie dem Nebenbürger erlaubt, sind höchstens blos sanftmüthige, liebreiche Vorstellungen und brüderliche Zurechtweisungen, die er dem, der durch seine Religion mit den Pflichten gegen sich selbst in Widerspruch geräth, machen darf: — wobei er aber durchaus die eigene Freiheit des Letztern, sich selbst so oder anders zu entschließen und nach eigener Ueberzeugung in dieser Sache zu handeln, schonen und respektiren muß.

Man übersehe nur hierbei die ausdrückliche Voraussetzung nicht, daß es nämlich Collisionen zwischen der Theologie und Religion einer — und denjenigen Moral-Vorschriften andrer Seits sein müssen, die blos das Verhalten des Menschen gegen sich selbst, und also nur solche Handlungen betreffen, die ihre unmittelbare, nächste, einfache Beziehung auf den Handelnden selbst, keineswegs aber auf irgend einen Nebenmenschen haben.

Sollten aber die Theologie und Religion eines Menschen mit solchen seiner Pflichten, die sein bürgerliches Verhältniß in der Gesellschaft betreffen, Händel anfangen wollen; sollten jene bei ihm über solche seiner Handlungen commandiren wollen, die, ich will nicht sagen, nach vielen gemachten Consequenzien und vorausgesetzten ungewissen Möglichkeiten, mit der Zeit endlich auch wohl eine gewisse nachtheilige Beziehung auf einen Nebenmenschen und die Gesellschaft zu haben scheinen könnten; (denn, wenn man sich solche uneingeschränkte Consequenzienmacherei erlauben, und auch die entferntesten möglichen Folgen einer Handlung mit in den Anschlag bringen will, um ihre Zulässigkeit und Unzulässigkeit darnach zu bestimmen: so geht alle Freiheit des Menschen verloren! Man respektirt dann seine individuelle Persönlichkeit und die Rechte derselben nicht mehr: sondern behandelt ihn, als wenn er eine bloße Eigenschaft wäre; ein Etwas, das kein eignes Bestehen für sich hätte; sondern nur aus dem Begriff der Gesellschaft resultirte); sollte also, sage ich, die Theologie und Religion eines Menschen solche Handlungen von ihm fordern wollen, die geradezu in die bürgerlichen Verhältnisse eingreifen und wodurch das Recht eines Nebenmenschen wirklich gekränkt und unmittelbar beleidigt würde: — so kann und darf die Moral dies nicht dulden. Sie muß ein solches Beginnen der Theologie und Religion als einen feindlichen Eingriff und Anfall ansehen, der auf ihr Moral-Gebiet gemacht und wodurch ihre Majestäts-Rechte in Gefahr gesetzt werden. Sie muß sich also der beleidigenden und angrei-

fenden Theologie und Religion widersetzen: und, wenn diese Feinde nicht mit Güte weichen wollen; sie mit Gewalt in ihre vorigen Grenzen und auf den Posten hin, wohin sie gehören, nämlich: zwischen dem einzelnen Menschen und seinem Herr-Gott, zurückzwingen; und schlechterdings darauf bestehen, daß sie sich mit ihren Befehlen auf diesen einzigen Ort einschränken, aus allen bürgerlichen Verhältnissen und der menschlichen Gesellschaft aber die Nase heraus halten sollen. (Oder, mit andern Worten: die Moral darf nur die Augen recht aufthun; so wird sie finden: daß sie hier mit der wirklichen Religion und Theologie dieses Menschen im Grunde keinen Krieg zu führen, sondern vielmehr einer wahren, bürgerlichen, moralischen Ungerechtigkeit und Beleidigung, die dieser Mensch an seinem Nächsten begehen will, zu steuern und zu wehren hat).

Geschähe es ferner, daß bei einem Menschen in einem Krankheits-Anfalle, seine Theologie und Religion mit den Moral-Pflichten gegen sich selbst, in zu heftigen Streit geriethen; z. E. wenn ein melancholischer Mensch sich, um seiner theologischen und Religions-Gewissens-Scrupel willen, das Leben nehmen wollte; — so sieht Jedermann, daß hier der Fall gar nicht statt findet, wo dem Menschen die Entscheidung des Privat-Streits, in welchem er mit sich selbst verwickelt ist, überlassen werden könnte. Der Kranke kann nicht selbst entscheiden: ihm fehlt das Vermögen dazu. Hier tritt also mit allem Recht die bürgerliche Moral der bloßen einfachen Natur-Moral zu Hülfe, nimmt den kranken Menschen in ihren Gewahrsam, entscheidet an seiner Statt, mit ihrer eigenen Autorität, seinen Collisions-Fall, bedient sich auch ihrer in Händen habenden Macht, um ihre Entscheidung geltend zu machen, und bindet dem Kranken allenfalls Hände und Füße, ohne sich dadurch im geringsten einer Ungerechtigkeit gegen das eigene Entscheidungsrecht des Menschen in seinen Privat-Sachen schuldig zu machen.

3) Es ergiebt sich nun der Begriff von selbst, den man sich von Toleranz und Intoleranz zu machen habe. Wenn die Theologie mit ihrer Religion und die Moral mit ihren besondern abgestochenen Grenzen auf ganz verschiedenen Gebieten stehen, so läßt sich gar nichts von einer Toleranz oder Intoleranz, die diese Dinge gegen einander über kännten, gedenken. Wenn man von diesen Dingen, die für sich ein gleiches Recht, da zu sein, haben, die gar nicht eines in des andern Gebiet hinüberschweifen können, ohne aufzuhören, das zu sein, was es ist, sagen wollte, sie dulden sich, so dulden sich auch der Fisch im Was-

ser, und der Vogel unter dem Himmel mit einander! und so findet auch eine gegenseitige Duldung zwischen den Erd=, Mond=, Jupiter= und Saturn=Bürgern statt! —

Ebenso sind die Worte Toleranz und Intoleranz durchaus leere und bedeutungslose Worte, wenn man sie auf die — richtig verstandenen — einzelnen Theologien und Religionen der einzelnen Menschen in ihrem Verhältniß zu einander anwenden will.

Aber, woher kommt denn das doch gleichwohl so laute Geschrei von Toleranz und Intoleranz im Betreff der Religions=Angelegenheiten unter den Menschen?

Jede Religions=Intoleranz besteht in der Unterdrückung der Gewissensfreiheit Andrer, ist folglich eine bürgerliche moralische Ungerechtigkeit der allergröbsten Art, so daß derjenige, der sich rühmt, tolerant zu sein, damit nichts anders von sich sagt, als: daß, ohngeachtet er das Vermögen in den Händen habe, die gröbste und niederträchtigste moralische bürgerliche Ungerechtigkeit an seinem Nächsten auszuüben, und die angebornen Menschenrechte desselben mit Füßen zu treten, er sich doch dieses Vermögens nicht bedienen, sondern den andern in dem Genuß der seiner menschlichen Natur unmittelbar anklebenden Rechte ungekränkt lassen wolle. — Ein feiner Ruhm! dem gemäß ich als ein Erwachsener mich auch der Toleranz gegen das Leben eines unschuldigen schwachen Kindes, das ich erwürgen kann, rühmen könnte!

Der Priesterschaft gebührt einzig und allein die Ehre, nicht nur diese aller verabscheuungswürdigste Art der bürgerlichen und moralischen Ungerechtigkeit erfunden, sondern auch dieses verfluchte Gift unter den Menschen verbreitet zu haben.

Um nämlich das abscheuliche Gebäude der Hierarchie aufführen zu können, hielten es die Priester für nöthig, eine gewisse, von ihnen bestimmte Theologie und Religion zur Haupt=Theologie und Religion zu erheben, und sie, als ein alleingeltendes Orakel, ihren Nebenmenschen aufzudringen. Dies Unternehmen begriff natürlicherweise auf der andern Seite das Verdrängen und Unterdrücken der Gewissensfreiheiten der Menschen und ihrer Privat=Theologien und Religionen nothwendig und unmittelbar in sich.

Nachdem es ihnen gelungen war, ihre satanische Absicht durch die schändlichsten, niederträchtigsten, gewaltsamsten, grausamsten, und blutigsten Mittel durchzusetzen und nun die Vernunft und Gewissensfreiheit ihrer Nebenmenschen an der Kette ihrer Orakel=Theologie und Religion

einmal angeschlossen lag, so sorgte sie dafür, daß jeder in die Welt ankommende Mensch, sofort des Gefühls seines angebornen Menschenrechts beraubt und seine Vernunft in die Falten des blinden Glaubens an ihre Orakel-Theologie eingewickelt würde.

Dies ist der Schlüssel zur Auflösung des sonst ganz unbegreiflichen Räthsels, wie Religions-Verfolgungen möglich sind, da doch kein Mensch bei der Theologie und Religion des andern, sie mag auch beschaffen sein, wie sie immer wolle, das geringste weder gewinnen noch verlieren kann! Mag doch der andere zwischen seinem Scheitel und seinem Zenith immerhin seine, nach seiner eignen Phantasie geformte Leiter haben; was geht das mich? was geht es einen Dritten? — Vierten? — Fünften? was geht das einen jeden andern Menschen, wer dieser auch sein mag, an? da ja, außer ihm allein, kein Einziger von uns allen, jemals seinen Kopf, sein Zenith und seine dazwischen befindliche Religionsleiter erhalten und das mindeste daran gewinnen kann? Wer sollte sichs nun als möglich gedenken und vorstellen können, daß vernünftig sein wollende Menschen über ein solches Object sich zanken, balgen, martern und auf die unvernünftigste und grausamste Art verfolgen und ermorden könnten? — Ist das nicht die tollste Raserei, die sich denken läßt? — Ist es nicht rasend, darüber noch einer Toleranz zu bedürfen, daß man seinen eignen Kopf und sein eignes Zenith hat?

O sei sie doch so laut als möglich herausgesagt, die große Wahrheit, welche Vernunft und Natur predigen, und, die ableugnen zu wollen, nur entweder ein Priester vom verworfensten Charakter die unverschämte Frechheit haben; oder, ein von Priestern bethörter und verblendeter Laie unverständig genug sein kann: — die große, unbestreitliche Wahrheit! — Weder der Atheist noch irgend ein Religionsbekenner, welcherlei dieser auch sein mag, braucht um Toleranz zu bitten. Er kann Gerechtigkeit fordern. Es ist nicht Güte und Nachsicht, — nein, es ist Schuldigkeit, absolute unerläßliche Schuldigkeit, daß ein Jeder, wer er auch sein mag, Fürst! oder Unterthan! die Gewissensfreiheit eines jeden seiner Nebenmenschen durchaus ungekränkt lasse, weil sie kein bürgerliches, oder aus der Gesellschaft entspringendes, sondern ein ihm schon angebornes, und seiner menschlichen Natur wesentlich zugehöriges Recht ist! — Es ist absolute Schuldigkeit des Landesherrn sowohl, als jedes andern Bürgers, daß er seinen Nebenmenschen in seiner Theologie oder Nichttheologie, — Religion oder Nichtreligion, ungehindert sein lasse, was dieser selbst sein will: ohne daß jener dafür von

diesem das kleinste gute Wort verlangen, oder den geringsten Dank erwarten kann. Denn, wenn er noch dafür Dank verlangen wollte, so könnte diese Forderung keinen andern Sinn haben, als: daß ich ihm dafür danken solle, daß er in Absicht auf mich kein Ungerechter, kein Räuber meiner angebornen Menschheitsrechte: für sich selbst aber, und in Betracht seiner eigenen Person, kein unvernünftiger Mensch sei! – Und wäre ein solcher Dank und Ruhm nicht die ärgste Beschimpfung selbst? — Eben diese Bedeutung würde auch eine jede Bitte haben, mit der ich ihn erst noch lange ersuchen sollte, mir meinen, — sei es Atheismus, oder Religions-Glauben, oder Unglauben! — frei zu lassen: weil ich ja dadurch offenbar den Verdacht gegen ihn äußerte, daß ich ihn für fähig hielte, ein unvernünftiger Mensch und ein ungerechter Beleidiger meiner unschuldigen Gewissensfreiheit zu sein! —

Wenn also von einer Toleranz und Intoleranz, die die Theologie und Religion, — und die Moral, gegenseitig üben könnten, gar keine Rede sein kann, weil dies unmöglich ist, so lange ein jedes dieser Dinge das bleibt, was es seiner Natur nach nur sein kann; so kann man ganz gewiß sein, daß da, wo von Religions-Toleranz oder Intoleranz geredet wird, allemal eine bürgerliche moralische Ungerechtigkeit zum Grunde liege, die derjenige, der sie begeht oder zu begehen Lust hat, mit einem ganz falschen, und unstatthafterweise von der Religion hergenommenen Vorwande zu bedecken und zu beschönigen sucht. Das beklagenswürdigste dabei ist dann dies: daß auch die Gesetzgeber und Richter in der bürgerlichen Gesellschaft obenein gemeiniglich ebenfalls so blind sind, dies nicht zu bemerken! sondern, daß sie sich vielmehr durch den falschen Religions-Vorwand, der ihnen vorgespiegelt wird, täuschen und blenden und zu dem Wahn hinreißen lassen, daß sie selbst glauben, die Religion sei hier wirklich im Spiel! und daß sie dann durch ihren Wahn sich zu solchen Verfügungen, gesetzlichen Verordnungen und obrigkeitlichen Entscheidungen verleiten lassen, die der wahrhaftig zum Grunde liegenden bürgerlichen Ungerechtigkeit Vorschub thun, ihr das Wort reden, ihr öffentliche Gesetzmäßigkeit und ungehinderte Freiheit verschaffen, zur Beleidigung des Nebenbürgers und zur Zerstörung des Glücks der Gesellschaft so wirksam zu sein, als es nur ihre schwarze Natur und verwerfungswürdige Absicht in jedesmaligem Falle mit sich bringt.

Z. E. wenn ein Vater seinem Testament die Clausel beifügt, daß, im Fall eines seiner Kinder die väterliche Religion verließe, dasselbe mit einer kleinen Erbportion abgefunden oder gar enterbt sein sollte (wie

dies insonderheit bei den Juden oft vorkommt) so ist dies offenbar eine moralische bürgerliche Ungerechtigkeit, denn:

a) die bürgerlichen Gesetze sichern dem Kinde die natürliche Erbfolge. Jener väterliche Wille ist also eine Beleidigung der Moral, auf welche die bürgerlichen Gesetze allein sich gründen und sich gründen müssen, wenn die Gesellschaft bestehen soll. Kann nun ein von der Religion hergenommener Vorwand die Uebertretung eines bürgerlichen Gesetzes rechtfertigen, sie zur Nichtübertretung machen, kann er das bürgerlich Unrechtmäßige zum bürgerlich Rechtmäßigen umschaffen, dann gute Nacht gesellschaftliches Wohl und Glück, gute Nacht Ordnung, gute Nacht Moral und Vernunft. Hat ein Narr die Freiheit, ein bürgerliches Gesetz, das ihm nicht ansteht, unter einem Religions-Vorwand umzustoßen: wer will es denn den übrigen Bürgern verbieten, unter lauter beliebigen Religions-Vorwänden mit allen bürgerlichen Gesetzen nach Gefallen zu spielen, und bald so, bald anders herumzuspringen? — So viel Recht der eine dazu hat, so viel Recht hat ja ein jeder Andrer auch? — Entweder erlaubt sich also der Richter und Gesetzgeber eine bloße blinde Willkür, und macht heute etwas zum bürgerlichen Gesetz, oder verfährt nach demselben, wovon morgen schon wieder das Gegentheil bei ihm gültig ist, handelt also ohne alle Prinzipia, und despotisirt im Staate! — oder, es steht in der Macht des Bürgers, ob er sich den bürgerlichen Gesetzen entziehen, oder unterwerfen will!

b) Jener Wille des Vaters enthält die gröbste Ungerechtigkeit gegen die Gewissensfreiheit des Kindes. Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist ein blos gesellschaftliches Verhältniß, die Abhängigkeit der Kinder von den Eltern kann sich also auch nur auf gesellschaftliche Angelegenheiten, Rechte und Freiheiten, nicht aber auf die menschliche Natur und die derselben wesentlich anklebenden Rechte erstrecken. Hier findet kein Vorzug statt, hier ist das Eine so frei wie das Andre. Hätte der Vater das Kind ohne Angabe eines Grundes enterbt, so wäre die Ungerechtigkeit nicht so groß, der Vater hätte seinem Kinde nur ein Eigenthum, welches kein wesentlicher Theil seiner menschlichen Natur ist, genommen, die Ungerechtigkeit wird erst dadurch so empörend, daß der Vater das Unwesentliche, das Eigenthum, mit der wesentlichen und individuellen Freiheit des Kindes in Beziehung setzt und die letztere durch das erstere zu beherrschen trachtet. Daher dürfte kein Richter von Beurtheilungskraft und Gerechtigkeitsliebe auch nur einen Augenblick anstehen, eine solche verwerfungswürdige und die

schwärzeste Ungerechtigkeit enthaltende Bedingung eines Testaments für null und nichtig zu erklären.

c) Wenn jede Religion ihre einzige und einfache Beziehung zwischen dem Menschen und seinem Herr-Gott hat, so hat keine Religion mit irgend einem gesellschaftlichen Verhältnisse das geringste zu thun. Mithin ist die Versichrung eines Menschen, seine Religion fordere von ihm diese und jene von den bürgerlichen Moral-Gesetzen abweichende Handlungsart gegen seinen Nächsten ein durchaus nichtiger und erlogner Vorwand.

Kein Richter darf den unbestimmten Satz, daß man der Gewissensfreiheit des Andern schonen müsse, annehmen, ohne die bestimmte Grenze zu kennen, wie weit diese Gewissensfreiheit in ihren Forderungen nur gehen könne. Sonst wird er mit seinen Urtheilen im Finstern tappen und oft die gröbsten Ungerechtigkeiten befördern helfen. Gäbe, z. B. ein Richter einem Israeliten den Satz zu, seine Religion und sein Gewissen fordre von ihm, daß er sein den Glauben der Väter verlassendes Kind enterbe: was wollte derselbe Richter, wenn er consequent bleiben wollte, einem andern Israeliten antworten, der sein Weib oder Kind erwürgt hätte, weil es ihm eine fremde Religion die nicht die väterliche oder jüdische sei, als eine bessere angepriesen hätte, und der, um seine pflichtmäßige Befugniß dazu zu erweisen, sich auf den ausdrücklichen Mosaischen Befehl (5. Mos. 13, 6—10) beriefe? Zumal da der Richter ganz gewiß, in allen Mosaischen Schriften, keinen so genau und mit so deutlichen Worten bestimmten Befehl, über das Enterben des Kindes, der Religion wegen, finden wird, als der angeführte über das Erwürgen desselben lautet!

Aber so wenig man sich auf eine Orakel-Theologie und Religion, so wenig darf man sich auf seine Privat-Religion und Gewissensfreiheit berufen, um diese oder jene gesellschaftliche Handlung zu rechtfertigen. Dem enterbenden Vater würde also auch seine Privatreligion nicht als Entschuldigungsgrund dienen können, denn wenn er sich seinen Herr-Gott nach seiner Privat-Phantasie, nach seinem Privat-Geschmack machen darf, so hat das Kind dasselbe natürliche Recht.

Ganz und gar aber würde es nach dem Irrenhause klingen, wenn ein Vater behaupten wollte, seine Privat-Religion leide dabei, daß sein Kind nach seinen (des Vaters) schon erfolgten Tode, einen andern Geschmack in der Religion äußerte. Als ob nicht mit dem Vater auch seine Privat-Religion und Gewissensfreiheit stürbe.

Was soll man nun dazu sagen, wenn der Groß-Kanzler v. Carmer die Religion in sein „Gesetzbuch für die Preuß. Staaten" feierlich einführt, ja der Religion das Präsidium bewilligt und der Moral gebietet, einer angeblichen Religion wegen dort eine Ausnahme von der Allgemeinheit der bürgerlichen Gesetze zu machen, wo sie durch einen nichtigen Religionsvorwand gefordert ist.

Wenn im 1. Th. der §. 23 so lautet: „Ein Christ kann mit solchen Personen keine Heirath schließen, welche, nach den Grundsätzen ihrer Religion, sich den christlichen Ehegesetzen zu unterwerfen, behindert werden,"

und der §. 733. „Ehen, die wegen Unterschieds der Religion nicht statt finden können, sind von Anfang an nichtig," so kann man billig fragen: Was hat denn die Religion mit den Ehegesetzen zu schaffen? sie beschränke sich ihrer Natur nach auf das Privat-Verhältniß des Menschen zu seinem Privat-Herr-Gott, hier wird sie kein weiser Gesetzgeber turbiren, aber eben so wenig kann es ihr nachgesehen werden, daß sie sich in gesellschaftliche Angelegenheiten mische.

Es sind nur drei Fälle möglich:

Entweder muß alle Religion aus dem Gesetzbuche verwiesen werden, und ihrer Natur nach ist es unumgänglich.

Oder: Wenn Einem Religions-Vorwande in Einem Punkte nachgegeben werden soll, so muß das bei andern eben so giltigen Religions-Vorwänden auch geschehen. Wenn also z. B. die angebliche jüdische Religion für kräftig gehalten und ihr das Vermögen eingeräumt wird, die Juden von den Ehegesetzen des Staats eximiren zu können, so muß sie auch von den Criminal-Gesetzen des Staates lossprechen können. Der Gesetzgeber muß dann annehmen, daß bei den Vorschriften ihrer angeblichen Religion, welche den Juden das Berauben und Erwürgen der Andersgläubigen vorschreiben, diese Religion die Grenzen ihres Gebiets nicht überschritten habe. Und in dem Theile des Criminalgesetzbuches, wo das Stehlen und Morden unter Bedrohung harter Strafen verboten ist, muß für die Juden eine Ausnahme gemacht und eben so ausdrücklich, wie bei den Ehegesetzen geschehen, hinzugefügt werden: „daß den Juden das Berauben und Erwürgen der Gojims frei gelassen werden müsse; und sie deshalb zu keiner Verantwortung gezogen werden könnten, weil ihre Religion ihnen diese Handlungen bei aller Gelegenheit, wo sie sie nur ausüben könnten, ausdrücklich und aufs ernstlichste anbeföhle; sie folglich nach den Grundsätzen ihrer

Religion, sich den Criminal-Gesetzen im Staate zu unterwerfen, behindert würden."

Oder: Wenn der Gesetzgeber von diesen beiden angegebenen Fällen keinen wählen, sondern nach seinem Gutdünken der Religion (d. i. einem Religions-Vorwande) hier einen bestimmten Einfluß auf die bürgerlichen Gesetze des Staates verstatten, dort aber denselben wieder verweigern will: — so giebt er dadurch zu verstehen, daß er blos willkürlich handle, und daß ein despotisches sic volo, sic jubeo, hierin bei ihm die Stelle der Gründe vertrete. —

4) Als vierten Folgesatz stellt Schulz auf, daß eine Zusammenschmelzung und wesentliche Vereinigung der Theologie und Religion mit der Moral in sich unmöglich und widersprechend sei. Es könne schlechterdings keine theologische Moral geben. Das würde ein veränderliches unveränderliches Ding sein. Jede theologische Moral sei eine durch die Theologie verfälschte, verstümmelte und verkrüppelte Moral. Die Religionsvorschriften seien zu den Etiquetten und Hofceremoniellen zu rechnen. Sei nämlich die Religion der Inbegriff der Dienste und Verehrungen, welche ein Mensch seiner Theologie zu Folge seinem Herr-Gott abstatten zu müssen, sich verbunden glaube, wie solle man die speciellen Regeln, nach welchen ein Religionsbekenner seine Dienste einrichte, die Ordnung, mit welcher er dabei zu Werke gehe, und in der er die eine Ehrenbezeugung oder das eine Andachtsstück vorangehen und das andre nachfolgen lasse, schicklicher nennen als ein Hof-Ceremoniell. Man möge nur bedenken, zu welchen ceremoniösen Handlungen die Theologie Anlaß gebe: Das Aufbauen und Schmücken des Altars, das Räuchern auf demselben, die Concerte, die man der Gottheit bringt, die besondern Fest-Tage, die gefeiert werden, die Galakleider, in welchen allein der Andächtige vor seinem Herr-Gott zu erscheinen wagt, die Kleiderordnung der Priester, das Lichtbrennen am hellen Mittage in den Tempeln, welches alles man nur als Hofetiquette erklären könne, da es sonst überflüssig sei. Der eine werfe sich aufs Angesicht, der andre blos auf die Knie, der Dritte lasse den Kopf sinken, der vierte stehe gerade, wie ein spanischer Grand vor seinem Könige, hier kehre einer sein Gesicht nach Morgen, dort ein andrer seine Augen jen Himmel, noch ein andrer halte sie verschlossen, dieser schlage oft und laut an seine Brust, jener halte seine Hände flach aneinander geschlagen, dort lege sie ein andrer gefaltet auf seinen Magen: und nun müsse man billig fragen: was hat die Etiquette mit der Moral zu thun. —

In dem folgenden Abschnitte

Von der Kirche

sucht Schulz zu beweisen, daß die Kirche „ein pures nur in der Phantasie existirendes Schattengerüste und Hirngespinnste, eine den Kopf schwindlig machende Chimäre, ein Gespenst" sei. Seine Beweisführung geht in folgenden Sätzen vorwärts.

Man versteht unter dem Worte Kirche gemeiniglich einen Haufen Menschen, die zusammen eine und eben dieselbe Theologie und Religion haben; oder, wo die Theologie und Religion des Einen auch die Theologie und Religion des andern und der Uebrigen ist. Allein, ein nur halb aufmerksamer Blick in die wirkliche Welt und auf die ganz offne tägliche Erfahrung kann uns schon überzeugen, daß jener Begriff der Uebereinstimmung mehrerer Menschen in eine und eben dieselbe Theologie und Religion, eine bloße Chimäre sei! und daß folglich eine solche Kirche, bei der diese Uebereinkunft der Glieder gefunden werden wolle, nur in Utopien gesucht werden müsse. Denn

1) Verschiedne Vorstellungskräfte bringen auch verschiedne theologische Vorstellungsarten hervor.

2) Das ganz gedankenlose, blos mechanische Herplappern einer Katechismus-Formel wird kein vernünftiger Mensch für ein wirkliches Bekenntniß eigener Vorstellungen und Lehrmeinungen halten können und wollen. Der Plapperer sagt nur, was er ehemals aus dem Katechismo gelernt habe, nicht, was er selbst denke, und welches seine eignen Vorstellungen sind. Letztrer wird man so viel verschiedene finden, als die Zahl Köpfe, die zusammen eine Kirche genannt werden.

Man sehe ferner, wie verschieden diejenigen in ihren Meinungen und Urtheilen sind, die sich über ihren sogenannten kirchlichen Lehrbegriff öffentlich, es sei mündlich oder schriftlich erklären. Wo sind zwei theologische Schriftsteller aus einer und eben derselben Kirche über alle Glaubens-Lehren ihrer angeblichen Kirche einig? Ist diese Uneinigkeit nicht schon längst die Ursach gewesen, warum man sich genöthigt gesehen hat, einen Unterschied zwischen Fundamental- und Nichtfundamental-Artikeln zu erfinden? Und hat gleichwohl diese erfundene Eintheilung den Streit je gehoben? Hat man sich in der theologischen Welt wohl bis jetzt darüber vereinigen können, welches ein Fundamental-Artikel sei? uud welche Lehrmeinung diesen Namen nicht verdiene? Sind es, was darüber auch gesagt ist, nicht immer die einzelnen Urtheile einzelner Menschen gewesen? Verketzern sich diese nicht unaufhörlich noch unter-

einander? Und wirft nicht noch immerfort Einer dem Andern vor, daß seine Meinung einen Fundamental-Artikel angreife und umstoße? ohne zu bedenken, daß alle Fundamental-Artikel eben so gut, als die nicht fundamentalen, bloße Privat-Meinungen sind, die der Eine haben, und der Andre nicht haben könne, und worin man einem Jeden seine Freiheit lassen müsse?

Die bekannte Eintheilung der Kirche in eine sichtbare und in eine unsichtbare ist ausdrücklich von den Geistlichen erfunden worden, um die in die Augen fallende Verschiedenheit der Kirchenglieder in ihren Religionen dadurch zuzudecken und zu entschuldigen. Die Uebereinstimmung der Glieder, sagen die Geistlichen, ist nur nicht sichtbar: der große Haufe von Menschen, den wir sehen, macht nur die sichtbare Kirche aus; und unter diesem stecken freilich viele räudige Schafe, an denen die Uebereinstimmung mit der Religion, die wir ihnen predigen, nicht gefunden wird. Aber die ächtesten, schönsten und besten Glieder dieser Kirche stimmen in der Religion alle genau überein. — Man kann sie nur nicht namhaft machen, und kein menschliches Auge kann sie entdecken: aber — Gott sieht sie wohl! und ihm allein sind sie auch nur bekannt! — Diese machen daher die unsichtbare Kirche aus, und diese verhält sich zu der sichtbaren, wie der Kern zur Schale, und wie das Gold zu den Schlacken.

Der Priester weiß uns also zu sagen, was Gott nur allein erkennet? — — Heißt das nicht seine Behauptung von einer Uebereinstimmung mehrerer Menschen in der Religion gegen die ins Angesicht widersprechende offene Erfahrung, und selbst gegen alle Naturgesetze vertheidigen und eine sichtbare Wahrheit verdunkeln und abstreiten wollen!!

Auf die durchaus natürliche und nothwendige Verschiedenheit der Religionen bei den einzelnen Gliedern einer Kirche gründen sich auch die herrschenden Klagen der Geistlichen über die erstaunliche Gleichgiltigkeit der Gemeindeglieder gegen die kirchliche Religion. Wie überhaupt jeder Mensch seine Theologie für die beste und wahreste hält, so thut dies noch vielmehr der Geistliche! als der gleichsam ein ausschließendes Recht in der bürgerlichen Gesellschaft hat, die seinige für die allein wahre, öffentlich und laut anpreisen und ausrufen zu dürfen! — Und nun ist ihm eine jede andre Religion eines Gemein-Gliedes, die von der seinigen abweicht, in seinen Augen gar keine Religion. Er könnte, der Wahrheit nach, höchstens nur sagen: die Leute sind gegen meine Religion gleichgültig! — Aber nein; er beschuldigt sie nun, ohne

Einschränkung, einer allgemeinen Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt, und verdammt diejenigen, die sich derselben seiner Meinung nach schuldig machen, als Gottvergessne und gottlose Menschen in den Abgrund der Höllen: ohngeachtet viele derselben in ihrer eigenthümlichen und Privat-Religion oft noch viel eifriger und andächtiger sind, als es der Geistliche in der seinigen ist.

Solche Verketzerung fällt vor, wenn eine Gemeinde nur einen einzigen Priester hat; weiden aber gar mehrere Geistliche zugleich eine Heerde, dann wird sogar die kirchliche Religion getheilt und so vielfach erscheinen, als die Zahl der Geistlichen ist, da werden sich die Geistlichen unter einander verketzern. Ist es also ausgemacht, daß jeder Religionsbekenner, mag er Geistlicher, mag er es nicht sein, seine eigene Theologie hat, so ist der Begriff von einer Kirche durchaus widersprechend und eine Chimäre und die Kirche selbst ein pures nur in der Phantasie existirendes Schattengerüst und Hirngespinnst.

Unter diesen Umständen, dies ist im Kurzen der Sinn des folgenden, scheine es fast unglaublich, daß an die Realität eines solchen Begriffes von Menschen jeder Religion, jeder Gesellschaftsklasse und jeder Religion, jeder Gesellschaftsklasse und jeder Bildungsstufe habe geglaubt werden können und geglaubt werde. Schulz legt dabei besonderes Gewicht auf das Unglück und den Jammer, den das Wort Kirche und der damit verbundene Begriff von seinem Entstehen an auf der Erde verbreitet, und schließt mit der Frage: Wann wird doch die Zeit kommen, daß den mit Blindheit geschlagenen Menschen die Augen über dies leere Schattengespenst aufgehen? Wann werden sie doch einmal erst anfangen, sich im Ernste zu besinnen, und bei ihrer eigenen Vernunft sowohl, als der offenstehenden Erfahrung nachzufragen: ob denn das Ding, was sie Kirche nennen, auch wirklich da und vorhanden sei? ob es wirklich etwas reelles und positives sei? dergestalt, daß dem Begriff, den sie mit dem Worte Kirche verbinden, auch in der That ein vorhandenes Objekt entspreche? —

Doch, fährt Schulz fort, er wolle nun einmal diesem Gespenste, das man Kirche nenne, etwas näher und schärfer ins Gesicht sehen. Vielleicht finde sichs, wie fast bei allen Gespenstererscheinungen, daß es nur eine bloße Maske sei, die zur Bedeckung und Begünstigung unreiner Absichten erfunden ward.

Die ersten Theologien entstanden (meint Schulz), indem schlaue Menschen den Wahn derer, welche hinter auffallenden Naturerscheinun-

gen unsichtbare höhere Kräfte ahndeten, zum Anlaß nehmen, um ein ganzes weitläufiges Gedicht von der Beschaffenheit dieser unsichtbaren Mächte und ihrem Verhältnisse zu den Menschen zu machen und den andern aufzubinden. So wurde dem Volke vor jenen unsichtbaren Kräften Furcht eingeflößt und diese Furcht von den Verschlagenen benutzt, um das leichtgläubige Volk zu unterjochen. Die ersten Priester waren die ersten Obrigkeiten.

Um die Furcht in den Gemüthern stets lebhaft zu erhalten, wurde ein gewisser Dienst und besondere Verehrungsarten angeordnet, um, dem schalkhaften Vorgeben jener Verschlagenen nach, durch solche Aufwartung den Zorn der Götter zu besänftigen und ihrer Huld sich zu versichern. So entstanden die Religionen, so entstanden die Dirigenten des Religionswerks, die Priester, so entstand das Priesterthum. Und wenn gleich es von vornherein unmöglich war, daß sich die Meinungen der verschiedenen Köpfe in den Meinungen der Priester einigten, so blieben die Priester doch das eigentliche Orakel für Alle. Es wurde demnach diese Anhänglichkeit mehrerer einfältigen Menschen an die Orakelaussprüche eines einzelnen schlauen Kopfes, der sich bei ihrer allerseitigen Unwissenheit die Miene des Mehr- und Vielwissens gegeben und zum Priester und Gottesgelahrten unter ihnen aufgeworfen hatte, das Band einer theologischen und Religions-Gesellschaft!

Mit der Vermehrung der Menschen, der Gesellschaften, mit der Veränderung der Lage, Umstände, Beschaffenheiten, Nahrungsmittel und des Klimas, vervielfältigten sich auch die Religionsgesellschaften, Theologien und Religionen, das Priesterthum accommodirte sich stets den Sitten, Gewohnheiten und Bedürfnissen. Vergrößerte sich aber eine Gesellschaft, entstanden bei den vielen Köpfen auch viele Sinne, viele Fähigkeiten und Privattheologien, so erhob sich jedesmal ein Streit der Privattheologie gegen die Alleinherrschaft in Anspruch nehmende Orakeltheologie. Da kam es denn darauf an, wer von den Streitenden entweder der Schlaueste war oder wer die meisten Fäuste auf seiner Seite hatte, besonders wenn mehrere dissentirende Privattheologien hervortraten und es nun darauf ankam, Eine Privat-Theologie und Religion in den Augen des großen Haufens am meisten geltend zu machen und zu dem Ansehen des vornehmsten Orakels zu erheben. —

Mit der Betrachtung, daß die Orakel-Priester die Nothwendigkeit starker, zwingender Maßregeln, der Vermehrung ihrer Kräfte durch

Unterpriester und des Zusammenhaltens erkannt hätten, geht Schulz zu dem folgenden Abschnitt,

Von der Hierarchie,

über, in welchem er zuerst von den Gestalten der Hierarchie und sodann von den Hauptregeln spricht, nach welchen dieses schreckliche Gebäude aufgeführt sei, ein Gebäude, das um so größeres Erstaunen erregen müsse, als seine Basis, die Kirche, nur eine Chimäre sei. Schulz giebt zuerst an dem Beispiel Mose eine Anschauung von dem Entstehen und der Anlegung einer Hierarchie sowohl, als auch von der despotischen Natur dieser Regierungsart und schrecklichen Macht, dem furchtbaren Ansehen, zu welchem ein Hierarch über ein ganzes großes Volk gelangen könne.

Sodann geht Schulz zu dem Satze über, daß überall da, wo von einer stattfindenden oder daseinsollenden Kirche geredet werde, ganz gewiß nicht eine solche Kirche (denn dergleichen gebe es nicht, weil sie in sich widersprechend und unmöglich sei), sondern eine Hierarchie zu finden sei. Diesem zufolge gebe es eben so gut eine protestantische oder lutherische und reformirte Hierarchie, als es eine römische oder päpstliche gebe.

Hierarchie ist überhaupt, meint Schulz, eine Regierungsart, wo gewisse Menschen in den unseligen Zweck zusammenstimmen, die natürliche und angeborne Gewissensfreiheit ihrer Nebenmenschen zu unterdrücken, ihnen eine gewisse Orakel-Theologie und Religion zur blinden Huldigung aufzudringen, und sich dadurch zu Herrn über ihre Freiheit zu machen. —

Es versteht sich, daß bei jeder Hierarchie Einer oder Einige an der Spitze stehen, die das Ruder führen, und als die Verweser der hierarchischen Gewalt die ganze Maschine dirigiren, — Andere hingegen Jenen, in verschiedenen Stufen als Helfer untergeordnet sind, und von ihnen dazu gebraucht werden, um durch sie den Menschen unmittelbar die Orakel-Theologie und Religion annehmbar zu machen, ihre Vernunft von Kindheit an in Beschlag zu nehmen, ihre Gewissensfreiheit zum Schweigen zu bringen, und sie in dem Glauben an die Orakel-Theologie und Religion ihr ganzes Leben hindurch zu halten. Jene sind die Ober- oder Hohepriester; Diese die Unterpriester und theologischen Schullehrer.

Da ferner eine jede Hierarchie ihre besondere Orakel-Theologie und Religion hat, auf die sie sich gründet, die in der Welt stattfindenden

Orakel-Theologien und Religionen aber von einander verschieden sind: — so ergiebt sich aus dieser Verschiedenheit des Inhalts der Orakel-Theologien und Religionen auch natürlicher Weise eine Verschiedenheit in den Hierarchien. So sind z. E. den protestantischen Consistorien, bei den mildern Lehrsätzen der lutherischen und calvinischen Orakel-Theologien, die Hände schon mehr gebunden, als dem Papste bei den Lehren der katholischen Religion.

Nicht weniger trägt auch der Umstand: ob die Zahl der, durch eine gewisse Orakel-Theologie und Religion schon des Gefühls ihrer angebornen Gewissensfreiheit beraubten Menschen groß oder klein ist, viel zu dem Unterschiede bei, daß die eine Hierarchie in ihrer ausübenden Macht und Gewalt mehr, die andre weniger eingeschränkt ist. Je größer die Zahl der Menschen ist, die auf ihre eigene Vernunft und auf ihr natürliches Recht, selbst zu denken, Verzicht gethan, und einer gewissen Orakel-Theologie und Religion den Eid der Treue geschworen haben: desto mächtiger ist natürlicher Weise die auf diese bestimmte Orakel-Theologie und Religion sich gründende Hierarchie.

Diesem allen zufolge, fährt Schulz fort, will ich jeden Leser dieser meiner Schrift, der seinem Religionszeichen nach zu den Protestanten gehört, warnen, bei dem Worte Hierarchie nicht blos an Rom und an die katholische Geistlichkeit zu denken, und darüber die, die Gewissensfreiheit der protestantischen Bürger beschränkende Hierarchie der protestantischen Consistorien und ihrer Geistlichkeit zu übersehen! Die römische Hierarchie ist nur gröber, und fällt den Protestanten darum, weil sie ihnen fremde und sie nicht angehend ist, mehr in die Augen. Kommt uns der fremde Klang einer römisch-hierarchischen Kette in die Ohren, so reizt er unsre Aufmerksamkeit darum, weil er uns fremd ist: und nun halten wir uns für ganz frei darum, weil wir gerade die Ketten eines Katholiken nicht tragen. — Die protestantische Priesterschaft bedient sich dieser Unachtsamkeit ihrer protestantischen Bürger zu ihrem Vortheil. Sie schilt und schimpft daher immer tapfer mit über die römische Hierarchie, damit man bei dem Worte Hierarchie nur immer nach Rom hingucke.

Zum Beleg für das Bestreben protestantischer Consistorien erzählt Schulz, wie das Berlinische Lutherische Consistorium ihn in Folge seiner Schrift „Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion," im Herbste des Jahres 1783, nicht etwa um eines moralischen Vergehens, auch nicht um eines in diesem Buche aufgestellten Moralgrund-

satzes, sondern einzig und allein um seiner darin geäußerten Abweichungen von der Orakel-Theologie und Religion willen, öffentlich und förmlich und noch dazu in harten Ausdrücken angegriffen und ihn mit seinem ganzen Consistorial-Ansehen über ein Verbrechen zur Verantwortung aufgefordert habe, das in weiter nichts, „als in dem unschuldigen Gebrauch seines angebornen Menschheitsrechtes, seiner eigenen Vernunft und seiner ganz unbestreitlichen natürlichen Gewissensfreiheit bestanden habe." Ja das Consistorium habe bei dem Königl. Staatsrathe mehrere Male auf eine Bestrafung des Ketzers angetragen.

Schulz erinnert ferner daran, daß das Erfurter Lutherische Consistorium diejenigen unter den protestantischen Bürgern, welche nicht fleißig zum Abendmahl gehen würden, mit der Versagung eines ehrlichen Begräbnisses bedrohet habe. —

Eine Definition des Priesters schließt den ersten Theil der Schulzischen Betrachtung der Hierarchie. Das Wort Priester bezeichne das eigentliche Verhältniß, in welchem ein Mann von den obersten Verwesern der Hierarchie als ein Lehrer der Orakel-Theologie und Religion bei einer gewissen Anzahl Menschen, die man eine Gemeinde nennt, bestellt und angesetzt sei. — Insofern ein solcher Mann also seinen ihm angewiesenen Kirchengliedern die Orakel-Theologie einpräge und dadurch ihrer eigenen Gewissensfreiheit, ihrer eigenen Vernunft, ihren eigenen Privat-Theologien und Religionen das möglichste Aufkommen verwehre; insofern er ferner die vorgeschriebenen Gebräuche und Ceremonien der Orakel-Religion ihnen umständlich vormache, und sie, so viel sie davon mitmachen sollen, zum genauen Mitmachen ernstlich anhalte, kurz, insofern er das ganze Geschäft, welches die Menschen, nach Angabe der Orakel-Theologie und Religion, zu treiben haben sollen, lehre, anordne und dirigire, und es Keinem erlaube, nach seinem eigenen Gutachten und anders, als es die Orakel-Theologie und Religion haben wolle, dabei zu Werke zu gehen: — insofern sei und heiße er ein Priester oder Geistlicher.

Doch auch die Moral sei von den Priestern in ihr theologisches Religionsgebiet gezogen worden, theils um ihrer Orakel-Theologie und Religion dadurch mehr Ansehen zu geben, theils um die Moral selbst so umarbeiten zu können, wie es ihrer Orakel-Theologie und Religion und ihrem Priester-Interesse am vortheilhaftesten ist: — so stelle der Priester zugleich, besonders bei den Protestanten, auch den Morallehrer des Volkes vor: und in dieser Beziehung führe er die Namen

Prediger und Lehrer. Jeder Prediger habe also einen doppelten Charakter. Er sei Prediger und Priester zugleich. — Aber, wohl gemerkt! seine Moral sei nicht die reine, aus der Natur geschöpfte, sondern — eine nach der Orakel-Theologie und Religion gestempelte Moral! Daher sei auch ein Geistlicher in weltlichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten, wie Jedermann wisse, so gut als gar nicht zu gebrauchen. Sein priesterlicher Charakter flechte sich dabei immer mit ein und verderbe die besten Sachen. Und daher habe man auch schon längst nöthig gefunden, in den Consistoriis den Geistlichen Räthen, als welche sonst die eigentlichen Bestandglieder dieser Collegia seien, Männer aus weltlichen Ständen beizufügen, und diese jenen zur Seite zu setzen, damit diese Weltlichen doch einigermaßen aufs Recht sehen.

Der Staatsminister Baron von Danckelmann pflegte zu sagen: „Im Consistorio müssen die Weltlichen den Geistlichen den Daumen aufs Auge halten! Denn, wenn Moses nicht beim Aaron ist, so macht Aaron Kälber."

Wenn nun also freilich, fährt Schulz fort, jeder Priester ohne Ausnahme, als Priester, ein autorisirter Gegner der Gewissensfreiheit andrer Menschen sei, so sei damit nicht gesagt, daß sich ein jeder Priester in diesem Lichte selbst erkenne. Viele unter den Priestern argwöhnen das gar nicht, ihre Erziehung und der in der Jugend genossene Unterricht habe sie schon frühzeitig in die Falten des Glaubens an die angeblich göttlichen Wahrheiten eingewickelt, ihre jungen Gemüther seien dergestalt mit Warnungen wider die Vernunft, wider Unglauben und Zweifel verwahrt, daß ihre eigene getäuschte Selbstliebe, die in der Folge nach keinen andern, als den eingesogenen falschen Prinzipien entscheiden konnte, sie zwang, ehrliche Anhänger und Vertheidiger der Orakel-Theologie und Religion zu sein, die man ihnen aufgehangen hatte. So sei es möglich, viele Geistliche, wider den Verdacht des ausdrücklichen Betruges zu vertheidigen.

Doch den Ursprung des ganzen Priesterthums leitet Schulz aus der „Betrügerei" her, weil diejenigen, welche sich zu den ersten Priestern aufwarfen, sich's doch offenbar selbst hätten bewußt sein müssen, daß sie die Götter so wenig als die andern Menschen kannten, daß also ihr Vortrag darüber ihre eigene aus der Luft gegriffene Erfindung und Erdichtung sei.

Schulz wirft der Priesterschaft ferner vor, sie habe ihr jedesmaliges gewonnenes Ansehen stets zur Befriedigung ihrer Hersch- und Habsucht

angewandt, sie habe ihre Orakel-Theologie den Umständen accommodirt, Beweis genug, daß diese ihr Mittel — nicht Zweck war.

Und dann: Wie viele Priester gebe es, die eine durchaus doppelte Rolle spielen, die die elende Beschaffenheit ihrer Religionsbeweise kennen und doch immer die Orakel-Theologie und Religion, deren Priester sie sind, und weil sie deren Priester sind, für die allerwichtigste Angelegenheit der Menschen auszugeben und den, welcher sich ihrer Theologie nicht beugt, als eine giftige Schlange zu verketzern suchen: Priester, die eine andre Person auf der Kanzel, eine andre Person außerhalb der Kirche vorstellen, die, wenn sie an jenen Stätten jedesmal thun, als habe der Eifer für den Herrn Zebaoth sie verzehrt und als wollten sie, vor lauter festen Ueberzeugungen von der höchsten Nothwendigkeit des Bußethuns, der Reue und des Leidtragens über seine Sünden, des fleißigen Betens um Gottes Gnade, des Verleugnens der Welt und aller Augen- und Fleischeslust u. s. w. vergehen! — die, außerhalb der Kirche und wenn sie ihren Priesterornat abgelegt haben, an nichts weniger, als an ihre eigene Bekehrung und Bußethun denken: sondern sich selbst alle die Zerstreuungen und Weltvergnügungen erlauben, die sie Andern, ihrer Orakel-Theologie zufolge, als seelenverderblich und Gotte mißfällig verboten hatten! Kurz, die immer noch dieselbigen sind, wie sie Jesus schon zu seiner Zeit schilderte. „Sie bürden Andern Lasten auf, die sie selbst mit keinem Finger anrühren mögen. Sie scheinen von außen vor den Menschen fromm; aber inwendig sind sie voller Heuchelei und Untugend. Alle ihre Werke thun sie, daß sie von den Leuten gesehen werden. Sie machen die Säume an ihren Kleidern groß. Sie sitzen gern oben an über Tisch: und haben's gerne, daß sie auf den Straßen gegrüßet werden. Sie schließen das Himmelreich zu vor den Menschen. Sie selbst kommen nicht hinein, und diejenigen, welche hinein wollen, lassen sie nicht hineingehen. Sie fressen der Wittwen Häuser und wenden lange Gebete vor. Aus Heuchelei bauen sie der Propheten Gräber und schmücken der Gerechten Gräber, und sprechen: — Wären wir zu unsrer Väter Zeiten gewesen, so wollten wir uns nicht mit ihnen theilhaftig gemacht haben an der Propheten Blut! — und indem sie so sprechen, so verfolgen sie selbst immer frisch weg diejenigen, welche bei ihren eigenen Lebzeiten und unter ihren gegenwärtigen Zeitgenossen die Wahrheit sagen: und erfüllen also das Maaß ihrer Väter! — Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte! wie wollet ihr der höllischen Verdammniß entrinnen?" (Matth. 23.)

Schulz frägt, ob diese Schilderung nicht von vielen der Priester immer noch buchstäblich wahr und auf ein Haar treffend sei.

Jesus, der gegen die Orakel-Theologie und Religion zu seiner Zeit auftrat, wurde von den Priestern dafür gekreuzigt, und dieselbe Verfolgungs-Verketzerungswuth lebe noch heutigen Tages. Wie sei man mit dem Verfasser der Sittenlehre für alle Menschen umgegangen? Und wer weiß, fügt Schulz (dem bald darauf der Prozeß gemacht wurde, welcher mit Absetzung endigte) hinzu, wer weiß, wie es ihm für seine freimüthige Wahrheitsliebe noch ferner ergehen und ob er nicht endlich doch ein Opfer des Priesterhasses wird. Liebes Publicum, für dessen Aufklärung er arbeitet, halte doch ein Auge auf seine etwaigen Schicksale! — —

Acht Regeln sind es nunmehr, welche Schulz als diejenigen Hauptregeln anführt, nach welchen das schreckliche Gebäude der Hierarchie nicht nur angelegt und aufgeführt worden, sondern nach welchen es auch noch bis auf den heutigen Tag von den Hierarchen in den bestmöglichen baulichen Würden erhalten worden.

Erste Regel: Bei einer jeden Hierarchie muß eine gewisse bestimmte Theologie und Religion zur einzig geltenden Orakel-Theologie und Religion angenommen, festgesetzt und zum Grunde gelegt, dieselbe auch für die allein wahre, wenigstens für die wahrste und beste unter allen möglichen Orakel- sowohl, als Privat-Theologien und Religionen in der Welt, ausgegeben und angepriesen werden. Daher haben auch die Lutheraner sowohl, als die Reformirten, und die Katholiken, ja, eine jede sogenannte Kirche, ihre besondern, heiligen symbolischen Confessionsbücher, worin die Haupt-Lehrsätze ihrer Orakel-Theologie sowohl, als auch die Sacramente oder Haupt-Andachtsübungen ihrer Orakel-Religion, genau bestimmt und charakteristisch vorgeschrieben und festgesetzt sind.

Zweite Regel: In dieser Orakel-Theologie und Religion müssen diejenigen, die als Priester derselben angestellt werden sollen, vorzüglich genau von Jugend auf unterrichtet, mit allen Theilen derselben bekannt gemacht, und zu dem Beruf, den sie treiben sollen, recht angeleitet werden. Findet sich's hernach in der mit ihnen angestellten Prüfung, daß sie den Unterricht gut gefaßt haben, so müssen sie denn, vor ihrer Anstellung als Priester, noch besonders durch Ablegung der feierlichsten Gelübde dahin verpflichtet werden: daß sie diese Orakel-Theologie stets lauter und rein, den heiligen, Confessions- und symbolischen Büchern

gemäß, lehren; auch die vorgeschriebenen Sakramente und Andachtsgeschäfte der Orakel-Religion aufs pünktlichste verwalten, und sich in diesen Dingen keiner Ketzerei, oder der kleinsten Abweichung davon schuldig machen wollen; — so lieb ihnen der Genuß aller, mit ihrem Priesterposten verknüpften, gesellschaftlichen, außerordentlichen Vorzüge, Freiheiten und Vortheile ist, die ihnen beim Austritt desselben zugesichert werden.

Es sei nicht nöthig, meint Schulz, daß alle zu Priestern brauchbare Subjekte nothwendig fähige Köpfe sein müssen! — Keinesweges. Wenn nur, nach Maßgabe der Größe der hierarchischen Maschine, einige oder mehrere befähigte da seien, bei den andern sei oft gerade die geistige Beschränktheit eine Bürgschaft mehr für ihr Beharren und für den Bestand der Kirche. Nur müßten sich diese nicht die Verwegenheit anwandeln lassen, als Schriftsteller zur Vertheidigung der Orakel-Theologie und Religion und ihrer Priesterwürde öffentlich aufzutreten, weil sie alsdann die Blöße ihrer Sache nur erst recht verrathen und dem Publico unters Auge bringen.

Dritte Regel: Um die eigentliche Absicht der Hierarchie zu erreichen, müsse die Selbstliebe der Menschen gefangen genommen, und die stärksten menschlichen Leidenschaften, nämlich Furcht und Hoffnung, aufs genaueste und festeste an die Orakel-Theologie und Religion gebunden und gefesselt werden. Zu dem Ende müssen die Priester die Menschen darüber belehren: daß sie weder diesseits noch jenseits des Grabes anders, als durch diese ihnen empfohlene Orakel-Theologie und Religion recht glücklich sein und werden könnten.

Zu dem Ende müsse denen, die sich an die Orakel-Theologie von Herzen gläubig, und in den Andachtsübungen der Orakel-Religion sehr eifrig bezeigen, ihr etwaniger irdischer Wohlstand und die jedesmaligen angenehmen Glückszufälle, die sie treffen, als die unmittelbare alleinige Frucht und Wirkung ihres Glaubens und als ein Segen, den ihnen blos ihre redliche Annehmung und treue Befolgung dieser Orakel-Theologie und Religion brächte, dargestellt werden. Wenn sie aber in Noth und Elend gerathen: so müssen sie damit getröstet werden, daß ihnen die Vortheile ihres Glaubens hier blos darum vorenthalten würden, damit das Maaß ihrer Seligkeiten nach dem Tode desto überschwänglicher ausfalle! — Sowie im Gegentheil den Ungläubigen ihre zeitlichen Widerwärtigkeiten als unmittelbare göttliche Strafgerichte: ihr Wohlstand und alle Glückszufälle aber, als Seile der Liebe vorgestellt werden

müssen, wodurch sie Gott zum Glauben und Gehorsam an diese bestimmte Orakel-Theologie und Religion zu ziehen suche, und worauf, bei fortgesetztem halsstarrigen Unglauben, desto schrecklichere Qual in der Ewigkeit folgen würde.

Der Hauptinhalt der vierten Regel, welchen Schulz wiederum in sieben Unterabtheilungen zerlegt, ist: es müsse alle äußerste Behutsamkeit angewandt werden, auf daß in den Menschen nicht das Bewußtsein der eigenen Privat-Theologie erwache und sie nicht gegen die aufgedrungene Orakel-Theologie rebelliren. Daher müsse

1) der Mensch schon von der zartesten Kindheit an in Beschlag genommen und zum Mitmachen der Andachtsübungen angehalten werden.

2) es müsse den Menschen von früh an eingeschärft werden, daß der natürliche Verstand von Gott und göttlichen Dingen nichts verstehe und begreife, sondern daß zum rechten Verständniß der Orakel-Religion außerordentliche Einwirkungen Gottes erforderlich seien. Denn am besten sei zu leiten, wer von vornherein auf seinen Menschenverstand Verzicht leiste und sich selbst für unklug halte.

3) Die Leute seien zu häufigen Andachtsübungen anzuhalten, Lässigkeit in dieser Hinsicht sei ihnen als eine freventliche Verachtung Gottes und als eine gefährliche von sich Stoßung der göttlichen Gnade darzustellen. Der Priester müsse in der Forderung der genauen Befolgung der Orakel-Religionsvorschriften bis kurz unter den Grad strenge sein, wo er zu fürchten Ursache haben könnte: daß die Vernunft oder Privat-Religion eines oder mehrerer Gemeindeglieder über das zu starke Zügeln, das sie von der Orakel-Religion leiden solle, sich empören möchte! —

4) Der Priester müsse dafür sorgen, daß seine Person sowohl, als sein Priesteramt und seine Priesterwürde in den Augen der Leute als etwas Heiliges gelte, und in dem größten, ehrwürdigsten Ansehen stehe. Dazu diene dem Priester die Furcht der Gläubigen über das Jenseits. Er dürfe aber auch kleinere Mittel nicht außer Obacht lassen. So oft er sich den Leuten zeige, müsse ein finstrer, andächtiger Ernst auf seinem Gesichte ruhen. Sein Gang, seine Stellung, seine Geberden, seine Kleidung müssen steif, auffallend und abstechend sein, und ein Wesen von andrer Art, als die gewöhnlichen Menschen sind, verrathen. In Gesellschaften müssen seine frommen Reden jede muntre Laune der Uebrigen verscheuchen. Seine Gegenwart müsse den Anwesenden einen besondern Zwang auferlegen, müsse ihnen Zurückhaltung und Ehrfurcht

gegen seine heilige Person gebieten. Er müsse sich die Fertigkeit anschaffen, seine priesterlichen Amtsverrichtungen mit andächtigen Geberden abzuthun, die ihre Beziehung aufs unsichtbare und übernatürliche haben sollen, wohin ihm keine Menschenvernunft nachfolgen, sondern nur die aufgeschreckte und berauschte Phantasie der Leute nachflattern kann. Er müsse die Leute überreden, daß alles, was mit seiner Orakel-Religion in einiger Verbindnng und näherm Verhältniß stehe unendlich wichtiger sei, als dasjenige, was sich auf das bürgerliche Leben beziehe.

5) Die Priester müssen in ihren Reden zu den Leuten oft das Wort Kirche erschallen lassen. Sie müssen sich oft solcher Worte und Redensarten bedienen, wie diese sind: sichtbare und unsichtbare Kirche, heilige Kirche, christliche Kirche, lutherische, reformirte, katholische Kirche; zum Mitgliede der Kirche aufgenommen werden, oder, ein Mitglied der wahren Kirche sein, u. s. w. — so würden die Leute sich überzeugen, daß es wirklich einen großen Haufen Menschen gebe, die mit ihnen (den Priestern) in der Orakel-Theologie und Religion, welche sie lehren, vollkommen übereinstimmten. So werde dem Layen der Muth benommen, seiner eigenen Privat-Theologie eine berechtigte Stellung gegen die Orakel-Theologie zu geben. Und selbst wenn es von Einigen, selbst von Priestern, bekannt werde, daß sie von dem kirchlichen Lehrbegriff abweichende Meinungen haben, so würden sie doch nur als Dissentirende von der Kirche angesehen werden. In den Köpfen der Dissentirenden sowohl wie in denen der nicht Dissentirenden bleibe der Hauptglaube selbst, daß es doch wirklich und wahrhaftig eine Kirche gebe, ja die Dissentirenden seien erst recht eine Bestätigung desselben.

6) Die Priester müßten zwar darauf dringen, die Leute der Orakel-Theologie und Religion aufs möglichste gemäß denkend und handelnd zu machen: — denn je genauer die Uebereinstimmung, desto stärker die Fessel! — Allein da es theils um der natürlichen Verschiedenheit der Menschen, theils um der Unsichtbarkeit des Hauptgegenstandes der Theologie und Religion, nämlich der Gottheit willen, alles Lehrens der einerlei Glaubensartikel und Katechismusformeln ohngeachtet, doch ganz unmöglich sei, die Privat-Theologien und Religionen, welche die Leute sich selbst machen, zu verhüten; so müssen die Priester wenigstens dafür sorgen, daß die Leute in den äußerlichen Zeichen mit der Orakel-Theologie und Religion übereinstimmen. Denn alsdann sei doch schon eine gewisse Uebereinstimmung da, die den Augen der Menge doch wenigstens den Schein und die Schattengestalt einer Kirche vorspiegle.

Wer sich also nur zu den öffentlichen kirchlichen Versammlungen halte, die jedesmaligen Religions-Ceremonien derselben mitmache, z. B. selbst ohne weitere Andacht es den andern nachthue, wenn sie das Abendmahl feiern, wer ferner aus einerlei Gesangbuch mitsinge, sein Kind so gut, wie ein Andrer zur Taufe schicke und, wenn er auch das Vater Unser nicht könne, doch wenigstens die Weise desselben mitbete u. s. w. der müsse schon für ein ächtes Mitglied dieser Religionsgesellschaft und für einen wahren Anhänger und Bekenner der Orakel-Theologie und Religion gelten und angesehen werden: — und der Priester müsse nicht durch ein unzeitiges Stöbern in die Privatgedanken eines solchen stillen und folgsamen Kirchengliedes und durch ein ungestümes Dringen auf eine völlige Uebereinstimmung seiner Begriffe mit der kirchlichen Theologie Gelegenheit geben, daß dessen jetzt bei ihm noch ruhende Privat-Theologie und Religion vielleicht gar bei ihm aufwache, munter zu werden und um sich zu schauen anfange, und sich wohl gar mit der Zeit erdreiste, sich der Orakel-Theologie und Religion zur Wehre zu setzen. Die mit solchen Riesenschritten fortgehende Aufklärung sei hauptsächlich ans den ganz anders gemeinten und in frommer orthodoxer Absicht unternommenen Bemühungen entstanden, den theologischen Glauben der Menschen nicht ferner ein gedankenloses Herplappern der Glaubenslenslehren, und ihre Religion nicht ferner ein blos mechanisches Handwerk sein zu lasseu; sondern ihnen jenen zu einer Sache ihres Verstandes, und diese zu einer Angelegenheit ihres Herzens zu machen! Unsre Vorfahren, sagt Schulz, waren klüger, sie unterschieden Vernunft und Offenbarung, Natur und Gnade und erlaubten es der Vernunft und Natur schlechterdings nicht, in die Heiligthümer der Offenbarung und Gnade einzudringen. Seitdem man aber anfing, die theologischen Lehrmeinungen mit Vernunftgründen erweisen zu wollen, seitdem insonderheit S. J. Baumgarten (aus ehrlich frommer Meinung und in der Absicht, den Widersachern desto baß begegnen zu können) auf eine so starke Weise, als vor ihm noch Keiner versucht hatte, die Philosophie in die Dogmatik einführte, und durch dieselbe die Wahrheit und Vernunftmäßigkeit aller Lehrsätze der lutherischen Theologie zu erweisen, sich todt quälte; seitdem er also hierdurch, selbst, und auf eine feierliche Art, den Wolf in den Schafstall einließ: seit dieser Zeit, sage ich, hat dieser Wolf auch ein Dogma nach dem andern in demselben erwürgt, so, daß es ein Jammer mit anzusehen ist, und man den Priestern das bittere Klagegeschrei darüber nicht verdenken kann. Und er wird auch des fer-

nern Zerreißens und Zerfleischens nicht eher müde werden, als bis er es so weit gebracht hat, daß ein Mensch, auch ohne kirchliche oder Orakel-Theologie und Religion, ja selbst, ohne alle Theologie und Religion, dennoch ein vernünftiger, guter, achtungs- und liebenswürdiger Mensch in den Augen Andrer wird sein können.

7) Sollte es aber aller von dem Priester angewandten Vorsicht ohngeachtet, dennoch geschehen, daß ein Glied der Gemeine, mit seiner, von der priesterlichen oder kirchlichen Orakel-Theologie und Religion abweichenden Privat-Theologie und Religion, zum Aergerniß der Uebrigen, laut würde; — so müsse der Priester einen solchen öffentlichen Irr- oder Ungläubigen durch Aufbietung aller dogmatischen Schrecken zu bekehren suchen. Gelinge ihm dies, so könne er sich des wiedergefundenen Schlafes freuen, gelinge es ihm nicht, so müsse er seine Gemeinde mit allem Eifer vor Ansteckung bewahren, den verwegenen Spötter der Religion als den allergefährlichsten Menschen schildern, mit dem kein rechtgläubiges Kirchenglied ohne Gefährdung des Seelenheils umgehen könne, als eine giftige Schlage, die man fliehen müsse, als einen Verruchten, der schon in das schreckliche Gericht der Verstellung gefallen und im verkehrten Sinne dahin gegeben sei zu thun, das nicht taugt. Freilich sei, besonders wenn der Verdammte einen fleckenlosen Wandel führe, die gänzliche Vernichtung desselben immer noch schwer.

Schulz wendet sich nun zu der

f ü n f t e n H a u p t r e g e l. Sie ist diese: Keinen Fleiß und Mühe zu sparen, um die Fürsten und Landesherrn und deren künftige Thronfolger, so wie auch alle Großen und Vornehmen, die einen ausgebreiteten Wirkungskreis im Staate haben, für die Orakel-Theologie und Religion einzunehmen und zu gewinnen. Sei es irgend möglich, ihnen die Orakel-Theologie und Religion zu einer eigenen wichtigen Herzens-Angelegenheit zu machen, sie zu überreden, daß ihr eigenes ewiges Seelenheil auf dem Glauben an dieselbe beruhe, und ihnen also einen eigenen Enthusiasmum für dieselbe einzuflößen: — desto besser! — — Sollten sie sich aber dazu nicht befähigt finden lassen, so müsse ihnen glaubhaft gemacht werden: daß der Glaube an die Orakel-Theologie und Religion der einzige Grundpfeiler der Sicherheit der Throne sei, und daß, wenn jener sinke, nichts übrig bleibe, was den Unterthan zur Ruhe, Unterwürfigkeit und Gehorsam gegen die Befehle des Landesherrn verbinde. —

Die sechste Regel ist: die Orakel-Theologie und Religion, soviel nur immer möglich sei, in die politischen und bürgerlichen Verhältnisse, Gesetze, Einrichtungen und Ordnungen, Rechte und Pflichten der Gesellschaft und ihrer Bürger unter einander zu verweben, und mit der Annahme und dem Bekenntnisse der Orakel-Theologie und Religion, — bürgerliche Ehren und Würden zu verbinden.

Denn durch dies Verflechten der Orakel-Theologie und Religion mit den bürgerlichen Einrichtungen der Staatsgesellschaft gewinne das Vorgeben der Priester in den Augen der Fürsten und Staatsminister einen blendenden Schein: „als könne der Staat, ohne die Orakel-Theologie und Religion nicht bestehen. Jener gründe sich auf diese: und mit dem Umsturze der Orakel-Theologie und Religion sei nichts gewisser, als der Umsturz des ganzen Staats zu erwarten." — Daher werde in den Ländern, wo sich der Fürst von Tartüffen leiten lasse, und wo die Staatsminister den Unterdrückungen der Wahrheit und Unschuld ruhig zusehen, — jede vernünftige Beleuchtung der Orakel-Theologie und Religion und jede Aufdeckung ihrer Falschheit, und des darunter verborgen liegenden Priesterbetruges, für ein Staatsverbrechen gehalten und der Bürger, der sich mündlich oder schriftlich wider die Orakel-Theologie und Religion erkläre, und ihre Beschaffenheit vor den Augen des Publicums aufdecke als ein Staatsverbrecher behandelt und verfolgt.

Siebente Regel: Da der Besitz irdischer Güter nicht nur ein Zweck der Hierarchie sei, sondern auch ein ganz unumgänglich nothwendiges Erforderniß, ohne welches dieselbe gar nicht bestehen oder erhalten werden könne: so habe auch die Priesterschaft von jeher kein Mittel gespart, sich geistliche Pfründen und Besitzungen zu verschaffen und sie bei aller Gelegenheit zu vergrößern und zu vermehren.

Die ganze Orakel-Theologie und Religion seien so eingerichtet, um der einträglichste Fonds für die Priesterschaft zu werden. Furcht und Schrecken vor einem zornigen Gott würden in Thätigkeit gesetzt, um die Gläubigen mit den beschwerlichsten Abgaben zu besteuern, ihre geängstigte Selbstliebe zinsbar zu machen, und sie anzuspornen, sich durch allerlei Gaben und Opfer die Geneigtheit derer zu erkaufen, die als die Bevollmächtigten des Himmels, das Züchtigen und Loslassen, das Sündenvergeben und Sündenbehalten, das ewig Seligmachen und ewig Verdammen in ihrer Gewalt haben. Die Priesterschaft schlage durch ihre Orakel-Theologie und Religion den von Natur ganz gesunden Menschen erst selbst blutende und heftig schmerzende Wunden, um hernach

etwas an ihnen zu heilen zu haben. Sie werde aber mit dieser Heilung bei keinem Einzigen sein ganzes Leben hindurch fertig, um, bis an seinen Tod, das Arztlohn und die Heilungskosten von ihm ziehen zu können.

Die Klerisei habe sich ferner von jeher der Mittragung der allgemeinen bürgerlichen Lasten zu entziehen gewußt.

Achte Regel: Am allermeisten aber müssen, so wie bei der römischen Kirche der Papst als das Oberhaupt in der römischen Hierarchie, — also auch bei den Protestanten die geistlichen Consistoria als die protestantischen Päpste und als die Verweser der protestantischen Hierarchie darüber wachen, und es zu verhüten suchen: daß keiner ihrer Unterpriester, weder mit seiner Privat-Theologie und Religion, und noch weniger mit seiner Vernunft wider die Orakel-Theologie und Religion laut werde und öffentlich auftrete!

Denn ein Priester sei immer fähiger, die Kirchengewalt zu brechen, die Vernunft und Gewissensfreiheit zu befreien, als der Laie. Der Laie könne nur von außen her mit seiner gesunden Vernunft zu Felde ziehen; der Priester dagegen sei in alle Geheimnisse der heiligen Feste initiirt, er kenne alle ihre Mängel und Schwächen, der Priester könne also von außen und innen zugleich kämpfen. Dazu komme, daß der Priester nun einmal im Volke größeres Ansehen habe, den Trug, den andere Priester in die Seelen gepflanzt, könne er also am besten ausreißen. Es lasse sich also für Priesterthum, Hierarchie und Orakel-Theologie kein ärgrer Feind denken, als der Priester selbst, wenn er abfalle. Wenn der Gefängnißwärter selbst sich gedrungen fühle, die Gefängnisse zu öffnen, so sei es mit den Gefängnissen aus. Wehe daher dem Priester, welcher der Orakel-Theologie nicht conform denke, das Consistorium werde ihn verfolgen, bis er seinen Priesterrock abgelegt. Dann sei er Laie und nicht mehr schädlich. —

Schulz schließt seine Schrift mit den nachstehenden Folgerungen, welche das Verhältniß der Theologie, Religion, Kirche und Hierarchie zur Moral und zum Staate betreffen.

1) Jede bürgerliche Gesellschaft ist in dem Maße mehr oder weniger glücklich, als ihre Moral-Prinzipia, nach denen sie regiert wird, entweder reine oder mit Religionsprinzipiis vermischt sind. Je mehr die Moral unter der angeblichen Religion steht, desto unglücklicher ist der Staat. Eine jede Sache hat ihre eigenen Regeln, nach welchen sie vernünftiger Weise gebildet werden muß. Nun enthält die Moral einzig und allein die wahren Regeln der Gesellschaft, sie sind unveränderlich.

Die Religionsprinzipia aber sind ihres unbekannten Objektes wegen selber unsicher und ungewiß. Wenn nun solche in sich selbst ungewisse und unsichere Prinzipia der bürgerlichen Gesellschaft untergelegt, und ihre Verfassung darauf gegründet wird, da man doch feste, in sich gewisse, und durchaus sichere Moral-Prinzipia an deren Statt gebrauchen und anwenden könnte: heißt das was anders, als: das Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft auf den Sand bauen? oder, ihm untaugliche Balken unterlegen, da man den Felsen doch bei der Hand hat, auf den es unbeweglich gegründet werden könnte? Und sind denn diejenigen, welche ein solches unsicheres Gebäude bewohnen sollen, nicht zu beklagen? — Und gesetzt, daß auch nur eine falsche Schwelle, ein falscher und betrüglicher Stiel mit eingeschoben wird: macht das nicht schon Unsicherheit des ganzen Gebäudes! Ein jedes in das Gesetzbuch einer Nation aufgenommene Religionsprinzipium macht die Gesellschaft unmoralisch, es macht sie unglücklich, weil es einen Widerspruch in sie verpflanzt und sie ungesellschaftlich macht.

Man denke an die von Mose gestiftete Regierungsverfassung der jüdischen Nation, hier lag die Moral unter den Füßen der vorgeblichen Religion; läßt sich aber auch eine unzweckmäßigere Verfassung denken, als jene theokratische war? ein schlechteres Gesetzbuch? eine unglücklichere Gesellschaft? In jenem Gesetzbuch ist Haß, Fluch, Vernichtung gegen die andern Völker geboten, ein schönes Völkerrecht! Die Ermordung des Bruders, Kindes, Weibes, Freundes wegen einer Abweichung von der Religion ist anbefohlen! Ein ewiges Laufen in den Tempel, ein ewiger Zirkel von Beten, Fasten, sich waschen, und unrein sein; und sich wieder reinigen, und wieder unrein sein bis an den Abend, ein immerwährendes Opfern, bald eines Speise-, bald Sühn-, bald Brand-, bald Dank-Opfers 2c. kurz, sich mit keiner vernünftigen Handthierung zu beschäftigen oder irgend ein für die Gesellschaft nützliches Gewerbe zu treiben; sondern das dummste Schlaraffen-Leben zu führen.

Und nun frage ich: war es möglich, daß ein solcher theokratischer Staat, als der jüdische war, bestehen konnte? Mußte er sich nicht schlechterdings selbst aufreiben? und hätte wohl eine Allmacht ihn durch tausend Wunderwerke erhalten können?

Man werfe einen Blick auf unser heutiges Europa, und vergleiche diejenigen Reiche, wo die angebliche Religion einen größern Einfluß in die Gesetze und Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft hat, mit den Ländern, wo sich die Moral schon in mehrere Autorität, und den Anfor-

derungen der angeblichen Religion schon etwas engere Schranken gesetzt hat. Man vergleiche diejenigen Staaten, in denen nur eine einzige Orakel-Religion die allein geltende ist, und wo außer ihr, keine andere Orakel-Religion geduldet wird, mit denjenigen Staaten, in welchen mehrere Orakel-Religionen neben einander zu leben das Recht haben; wo also, natürlicherweise bald hier bald da, zwischen diesen mehreren Orakel-Theologien und Religionen Collisionen entstehen, die für die Moral eben so viel Gelegenheiten sind, als Schiedsrichterin auftreten und dadurch ihr Ansehen in der Gesellschaft immer mehr erweitern und erhöhen zu können. Wo sind die Gesetzbücher besser? und die bürgerlichen Gesellschaften glücklicher?

2) Es ist Ungerechtigkeit, wenn ein Staat (oder die Vorsteher desselben) nicht die Gewissensfreiheit eines jeden im Staate lebenden Menschen in Schutz nimmt, sondern es zugiebt, ja wohl gar durch Mißbrauch seiner obrigkeitlichen Macht und seines landesherrlichen Ansehens dazu hilft, daß ein Bürger die Gewissensfreiheit des andern chikaniren, unterdrücken, und mit Füßen treten darf. Ein Gesetzbuch, welches der Unterdrückung der angebornen Menschenrechte Vorschub leistet, kann nur für eine verunglückte Satire auf die Gerechtigkeit erachtet werden. Die Gewissensfreiheit ist ja keine Wohlthat des Staats oder ein bürgerliches, erst zu bewilligendes Recht, nein sie ist dem Menschen angeboren und unveräußerlich. Was soll man nun dazu sagen, wenn der Staat z. B. öffentlich und förmlich dem Rabbiner und den Judenältesten verstattet, eine Jurisdiction über das Gewissen der Juden auszuüben! Der Staat, der das schwarze und himmelschreiende Verbrechen der Unterdrückung der Gewissensfreiheit hindern sollte, leihet den Unterdrückern noch einen Theil seiner obrigkeitlichen Macht! — Nicht genug! Wenn nun der Jude mit seiner Gewissensfreiheit den sclavischen Fesseln des Judenthums entflohen ist und sich der bürgerlichen Gesellschaft in die Arme werfen will, dann steht der Staat schon mit einer neuen Priesterschaft bereit: Jener muß, wenn er nicht länger Jude sein will, irgend einer andern im Staate florirenden Orakel-Religion den Eid der Treue schwören, sonst wehet für ihn keine Luft im Lande!

Ein solcher Staat darf sich nicht einen gesitteten, einen erleuchteten nennen, ein solcher Staat darf mit seiner Gerechtigkeitsliebe und mit seinen Gesetzbüchern nicht prahlen oder auf den Ruhm der Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe Anspruch machen. Dem Staate kann

es höchst gleichgiltig sein, was für eine Vorstellung sich dieser oder jener von dem Weltgrunde mache und ob er sich zu einer Verehrung desselben verpflichtet halte oder nicht. Die Vorsteher der Staaten haben nur darauf zu sehen, daß jeder seine gesellschaftlichen Pflichten erfülle und den andern nicht beleidige. Kann Jemand beweisen, daß ihm die Handlungen eines Andern schaden, so mag der Staat jenen beschützen. Der Staat würde selber zum schändlichsten Verbrecher werden, wenn er den Schutz und die Justiz nicht wirksam eintreten lassen wollte, eben so würde er sich aber auch in der Eigenschaft eines gewissenlosen Verbrechers, eines treulosen Verräthers der Menschenrechte zeigen, wenn er der Klage Jemandes Gehör geben wollte, der gegen Handlungen, die nicht ihm und Niemandem den geringsten Schaden bringen, die Justiz anrufen wollte. Wie kann der Staat also seine Strafmacht an einen Rabbiner übertragen, der einen Juden für Uebertretung des Gebotes, kein Schweinefleisch zu essen, belangen will? Kann der Rabbiner keine durch das gegessene Schweinefleisch erlittne thätliche Ungerechtigkeit oder Beleidigung nachweisen, kann er sich nur darauf berufen, daß seine Religion den Genuß des Schweinefleisches verbiete, so darf ein vernünftiger Richter ihm nur antworten: „Gut! wenn deine Religion dir das Schweinefleisch untersagt, und du dies Gesetz für dich verbindlich hältst: — so iß du kein Schweinefleisch! — Du hast deine vollkommne Gewissensfreiheit! Und wenn irgend ein Bube sich unterstehen will, dich mit Gewalt zum Genuß des Schweinefleisches zu zwingen: so zeige ihn an; und der Staat wird, seiner Pflicht gemäß, dein angebornes Menschheits-Recht in Schutz nehmen, und keinem Frevler einen Angriff und eine Kränkung desselben verstatten!“

So gut aber der Rabbiner seiner Gewissensfreiheit gemäß kein Schweinefleisch zu essen braucht, so gut hat auch der andre seine Gewissensfreiheit, in der er nicht chikanirt werden darf, noch weniger darf der Staat den Rabbiner bei dem Bubenstück der Unterdrückung unterstützen und sich so zum Mitgenossen seines schändlichen Frevels gegen die ersten Natur- und Menschheitsrechte machen.

3) Die Vorsteher der Staaten irren gar sehr, wenn sie sich einbilden, daß die Religion ein unentbehrlicher Zügel und Zaum für das Volk sei, um es in Gehorsam gegen die Landesgesetze und Landesobrigkeit zu erhalten. Sind nicht fast alle Verbrecher Religionsbekenner? Man baut den Gehorsam auf Sand, wenn man ihn auf Religionsgrundsätze gründen will. Denn diese sind, wie schon mehrmals gezeigt,

schwankend, überdies beginnt schon der größte Haufe, an der kirchlichen Religion etwas verdächtiges zu riechen. Ist es nun nicht vernünftiger, den Gehorsam lieber gleich auf die felsenfeste Moral zu gründen?

Anmerkung.

Johann Heinrich Schulz, im Jahre 1741 geboren, war seit dem Jahre 1765 Pfarrer zu Gielsdorf, Wilkendorf und Hirschfelde, und unter dem Namen Zopf-Schulz bekannt, weil er durch das Tragen des Zopfes auf der Kanzel gegen das Zopf- und Perrückenthum seiner Zeit opponirte.

Er edirte im Jahre 1783 eine vierbändige Schrift: „Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen, ohne Unterschied der Religionen, nebst einem Anhange von den Todesstrafen," eine Schrift, die alsbald die Aufmerksamkeit der Wächter der Rechtgläubigkeit erregte. Das Ober-Consistorium in Berlin denunzirte ihn bei dem geistlichen Departement, betheuernd und bekräftigend, daß der Verfasser einer solchen Schrift Lehrer der christlichen Religion nicht heißen, sein, noch bleiben könne. Friedrich II. und sein Minister Zedlitz wiesen die Sache dadurch von sich ab, daß sie in Schulz den Schriftsteller vom Prediger, den Moralisten vom Theologen trennten und dem Consistorium insinuirten, es habe sich um den Schulz nur als Prediger und Theologen, um den Schulz, wie er auf der Kanzel stehe, nicht um ihn als Schriftsteller zu bekümmern: als Letztrer sei er dem Publikum, den Lesern und resp. Kritikern, nicht der geistlichen Behörde verantwortlich. — Als das Consistorium aber nicht ruhete, und mehrere Male weiter anklopfte, wurde ihm endlich angedeutet, es möchte doch die längst abgemachte Sache nicht wieder aus der Vergessenheit ziehen.

Im Jahre 1784 gab Schulz eine „Predigt über die falsche Lehre von ewigen Höllenstrafen" in Berlin heraus. In demselben Jahre erschien die „Philosophische Betrachtung &c." die oben ihrem Hauptinhalt nach mitgetheilt ist.

1786: „Beurtheilung der vertrauten Briefe, die Religion betreffend; etwas zur frommen Erbauung für Gläubige und Ungläubige,"

Amsterdam (oder vielmehr Berlin). Und: „Der entlarvte Moses Mendelsohn; oder völlige Aufklärung des räthselhaften Todverdrusses des Moses Mendelssohn über die Bekanntmachung des Lessing'schen Atheismus von Jacobi.“ Ebend. Ferner: „Brief des heiligen Jambres im Elysium an seinen Freund Jannes im Limbus der Väter, den schwarzen Mann auf dem Berge Sinai betreffend.“

Auf Veranlassung einer im Jahre 1784 von Schulz herausgegebenen Schrift: „Antwort der weltlichen Stände auf die Supplic, welche der protestantische Geistliche, Friedrich Germanus Lüdke in Berlin, über die Nichtabschaffung des geistlichen Standes bei ihnen eingereicht hat“ (Amsterdam) wurde in den Schlözerischen Staatsanzeigen, Heft 36. S. 476 ff. von einer „Gesellschaft edler Wahrheitsfreunde“ die Frage aufgeworfen: „ob es rathsam sei, Religion und bürgerliche Moral von einander zu trennen.“ Und das dringende Ansuchen, mit welchem diese Frage dem denkenden Publikum zur Beantwortung vorgelegt war, brachte in Schulz den schon lange gehegten Vorsatz, seine Gedanken über diese Materie einmal freimüthig herauszusagen, vollends zur Reife. So entstand sein „Erweis des himmelweiten Unterschiedes“ ꝛc.

Die Anfechtungen, welche er, wie eben erwähnt, vom Ober-Consistorium erfahren hatte, machen es erklärlich, daß er, übrigens ein Mann von klarem nüchternen Verstande und ruhiger Gemüthsart, in dieser Schrift nicht immer blos mit Freimüthigkeit und Wärme, sondern häufig mit Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit sich ausspricht. Namentlich gilt dies von dem Abschnitte über Kirche und Hierarchie. Es waren Geistliche und kirchliche Interessen, die ihm und der Verwirklichung seines Ideals von der Herrschaft der reinen Moral hindernd in den Weg traten. Kein Wunder also, wenn seine Ansichten von dem geistlichen Stande und dem ganzen Kirchenwesen, so wie von dem Verhältnisse beider zur Gesellschaft, eine immer ungünstigere Gestalt annahmen und ihn zu einem unbefangenen Urtheile darüber unfähig machten. So ist es gekommen, daß er zu seiner Schilderung von Kirche und Priesterschaft die stärksten und grellsten Farben gewählt, ohne alle Kritik die nach Zeit und Ort verschiedenartigsten Erscheinungen in Eins zusammengeworfen, die Nothwendigkeit einer Unterscheidung zwischen Wesentlichem, Dauerndem und Allgemeinem einer- und Zufälligem, Vorübergehendem und Besonderem andrerseits ganz übersehen, und auf diese Weise nichts als ein Bild zu Stande gebracht hat, von welchem schon eine oberflächliche

Bekanntschaft mit der Geschichte kaum in den finstersten Perioden der Entwickelung des religiösen Lebens ein Urbild finden dürfte.

Kurz nach dem Erscheinen dieser Schrift ward das Religionsedict vom 9. Juli 1788 in Preußen publicirt. Und dieses Edikt fand bald seine Diener, seine Fanatiker, es fanden sich bald Männer, welche zu Gunsten des Religionsediktes das Geschäft einer theologischen Polizei auf sich nahmen. Ahrend und Michaelis, zwei Berliner Schulmeister (die Schulmeister von Berlin waren damals wahrscheinlich ebenso wie heut nach einer Gehaltszulage begierig) reisten nach Hirschfelde, um Schulz einmal predigen zu hören: Schulz predigte an diesem Sonntag nicht, und da sie die Ketzerei nicht aus der ersten Hand haben konnten, so nahmen sie sie aus der zweiten: sie fragten ein Mitglied der Gemeinde aus, was es von diesem, von jenem Dogma halte, und da vernahmen sie denn so gottlos-moralisch-aufgeklärte Ansichten, daß sie sie in ihrem echauffirten Gehirn brühwarm nach Berlin bringen konnten. Ueberdies ließ ein Berliner Prediger eine Predigt Schulzens nachschreiben.

Die Untersuchung gegen Schulz wurde eingeleitet. In einer Vernehmung am 27. September 1789 vor dem Consistorial-Fiscal Huulbeck und den Consistorialräthen Hermes und Hillmer wurde Schulz gefragt, ob er in seinem Lehrvortrage nach dem Begriff der lutherischen Kirche die Dreieinigkeit Gottes behaupte und vortrage. Schulz verneinte das, weil ihm als Lehrer des Volks nur diejenigen Lehren, welche zur moralischen Beſſrung des Gemüthes dienten, brauchbar schienen. Ferner erklärte er offen, daß er die Gottheit Christi, die Versöhnung durch Christi Tod, die Nothwendigkeit der Taufe und des Abendmahls weder glaube noch lehre. — Schulz wurde belehrt, daß er jenen §. des Religionsedikts übertreten habe, wo das Verdächtig- und Ueberflüssigmachen der Religionsgeheimnisse verboten war. Uebrigens müßte er dem Religionsedikt gemäß, welches keine Abweichung von den confessionellen Dogmen dulden wollte, seiner Stelle entsetzt werden.

Das Kammergericht sollte hierüber Recht sprechen. „Sobald es klar erwiesen ist," schrieb der König an den Minister Wöllner, „daß der Schulz, seitdem das Religionsedikt erschienen, noch ferner fortgefahren, seine bekannten Irrthümer den Leuten vorzutragen und von den Grundwahrheiten der lutherischen Confession abzuweichen, wird das Kammergericht wohl kein Bedenken tragen, ihn als einen ungehorsamen Unterthan gegen meine landesherrlichen Befehle zu behandeln und ihm die in dem Edikt festgesetzte Strafe zuzuerkennen."

In der Vertheidigungsschrift, welche Schulz einreichte, wußte er auf eine feine Weise einen Widerspruch, der im Religionsedikt enthalten war, und der in jeder Orthodoxie schlummert, herauszukehren und für sich zu benutzen. Das Religionsedikt, meinte er, verbietet zu lehren, was dem Geiste des wahren Christenthums zuwider ist; zugleich aber will es, daß an dem Lehrbegriff der drei verschiedenen christlichen Confessionen nicht gerührt werde und daß man sich mit ihnen begnüge. Giebt es drei von einander abweichende Confessionen, so kann entweder nur eine das wahre Christenthum haben, oder sie haben es alle drei nicht. Wenn ich mich nun bemühe, das „wahre Christenthum," unabhängig von Confessions-Schriften und Streitigkeiten, aus der heiligen Schrift zu entwickeln, so werde ich vor Allen dem ächten Sinn des R.-E., welches den Geist des „wahren Christenthums" gewahrt wissen will, entsprochen haben.

Bevor das Kammergericht das Urtheil fällte, ersuchte es das Consistorium um Beantwortung von fünf Fragen: unter andern, ob die Lehre Jesu sämmtliche Grundwahrheiten der christlichen Religion enthalte und worin diese bestehen; ob die Grundwahrheiten der lutherischen Confession mit den Grundwahrheiten der christlichen Religion übereinstimmen und worin ihre Nichtübereinstimmung sich gründe u. s. w. Indem das Kammergericht diese Fragen beantwortet haben wollte, erklärte es sich unbewußt für incompetent in dieser Sache: es machte sein Urtheil von der Beantwortung von Fragen abhängig, die ohne einen Pabst nun und nimmermehr auf unfehlbare Weise erledigt werden konnten und die von einem Reformirten anders beantwortet werden mußten als von einem Lutherischen: es zeigte, daß die Frage eine theologische und literarische war: es setzte ferner das Consistorium einer Verlegenheit aus, denn das Consistorium wußte wohl, daß es sich selber über diese Fragen nicht werde einigen können — sollte aber etwa eine durch Abstimmung hervorgebrachte Majorität einen wissenschaftlichen Streitpunkt erledigen? — Genug, der König mußte bei dieser Verlegenheit dazwischen kommen, er ließ dem Kammergericht durch den Herrn von Carmer seine „wunderlichen Fragen" verweisen, und dem Consistorio durch den Herrn von Wöllner untersagen, auf alle Fragen des Kammergerichts zu antworten.

Endlich erschien das Urtheil des Kammergerichts, welches dahin lautete, Schulz sei zwar für keinen protestantisch-lutherischen, wohl aber für einen christlichen Prediger zu halten, und als christlicher Prediger

einer zwar nicht protestantischen aber wohl christlichen Gemeinde in seinem Amte zu dulden. — Der König bestätigte das Urtheil nicht, sondern änderte es dahin um, Schulz sei für einen protestantisch-lutherischen Prediger nicht zu erachten, solchem nach seines Amtes zu entsetzen. Dem Criminalsenat des Kammergerichts wurde außerdem das „größte Mißfallen," die „allerhöchste Ungnade" über seinen „unbegreiflichen" Spruch, wobei „der ersten und heiligsten Pflicht des Richterstandes, die in genauer Befolgung der Gesetze bestehe, zuwider gehandelt sei," über dieses „auffallende" Betragen, dem Könige vorschreiben zu wollen, wen er dulden solle, zu erkennen gegeben. In dem Votum derer, die für Schulzens Belassung im Amt gestimmt, fand der König eine ungeeignete Opposition, die durch erzwungene Wendungen den Gesetzen ihre Kraft nehmen wollte; den Votanten wurde angezeigt, daß sie zu keiner höhern Stellung befördert werden würden und daß ihnen zur Strafe eine dreimonatliche Besoldung werde entzogen werden. — Erst später, auf eine Vorstellung des Kammergerichts, wurden die Bestimmungen dieses ungnädigen Erlasses zurückgenommen.

Die Gemeinden Schulzens erklärten in einem Schreiben an die oberste Behörde, daß sie, auf den Namen Lutheraner Verzicht leistend, sich mit dem Namen einer christlichen Gemeinde begnügen wollten und Schulz als Prediger zu behalten wünschten: ihr Pastor habe sie im Nachdenken geübt, sie wollten schlechterdings nichts annehmen, als was sie geprüft hätten.

Schulz appellirte, indem er aber zugleich darauf hinwies, daß gar kein richterliches Erkenntniß für ihn vorhanden sei, gegen dessen Gründe er sich vertheidigen könnte, das Rescript des Königs, wodurch das Urtheil des Criminalsenats alterirt worden, sei ein Machtspruch. In einer weitern Vertheidigungsschrift bewies Schulz, daß er den wahren Protestantismus, das wahre Lutherthum habe: denn nicht eine dogmatische, sondern eine historische Frage sei es, was diese beiden Begriffe bedeuten: nach den Anweisungen der Historie seien aber die Worte Lutherthum, Protestantismus und freie Forschung nur Ausdrucksweisen für einen und denselbigen Begriff.

Das Urtheil zweiter Instanz, auf das Religionsedikt sich stützend, zwischen Glaubens- und Lehrfreiheit unterscheidend, behauptend, eine Gesellschaft könne ohne Gleichförmigkeit, ohne allgemein verbindliche Formeln, denen Schulz trotz seiner Verpflichtung auf die symbolischen Bücher untreu geworden sei, nicht bestehen, bestätigte die Absetzung des

Gielsdorfer Predigers, und nach einem nachträglichen Schriftenwechsel, in welchem sich Schulz gegen die Gründe des zweiten Urtheils als beleidigende und ungerechte beklagte, und dem durch die Drohung eines fiscalischen Processes ein Ende gemacht wurde, war die Sache aus.''

Später wurde Schulz bei der Porzellanmanufaktur in Berlin als Geschirrschreiber angestellt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geismar, Martin von, 1820-1886

Bibliothek der Deutschen Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts

Bd.: 3

Leipzig 1846

Biogr.c. 121 r-1/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10209242-3